

Aus der Psychotherapeutischen Abteilung für Studenten
(Leiter: Professor Dr. med. Horst-Ulfert Ziolkowski)
– Psychiatrische und Neurologische Klinik der FU Berlin –

UNTERSUCHUNG AN PSYCHISCH GESTÖRTEN
INDIVIDUEN AUS WOHN-
GEMEINSCHAFTEN

INAUGURAL-DISSERTATION

zur

Erlangung der medizinischen Doktorwürde

an den

Medizinischen Fachbereichen der Freien Universität Berlin

vorgelegt von

Brita Strubelt

aus Berlin

1976

Aus der Psychotherapeutischen Abteilung für Studenten
(Leiter: Professor Dr.med. Horst-Ulfert Z i o l k o
- Psychiatrische und Neurologische Klinik der FU Berlin -

UNTERSUCHUNG AN PSYCHISCH GESTÖRTEN INDIVIDUEN
AUS WOHNGEMEINSCHAFTEN



Inaugural - Dissertation
zur
Erlangung der medizinischen Doktorwürde
an den Medizinischen Fachbereichen
der Freien Universität Berlin

vorgelegt von
Brita Strubelt
aus Berlin

Referent: Professor Dr.med. Horst-Ulfert Z i o l k o

Korreferent: Professor Dr.med. Wilfried R a s c h



Gedruckt mit Genehmigung der Medizinischen Fachbereiche
der Freien Universität Berlin

Promoviert am: 03. Mai 1976

INHALTSVERZEICHNIS

=====

Seite

I. ALLGEMEINER TEIL

=====

1. Die Kommunebewegung. Ihre wichtigsten Ideale und Konzepte	1
2. Kommuneähnliche Erscheinungen der Vergangenheit	9
3. Begriff der Kleingruppe - Charakteristika aus sozial-psychologischer Sicht	17
4. Positive Bedeutung der Gruppe für das Individuum	20
5. Negative Bedeutung der Gruppe für das Individuum	23

II. EIGENE UNTERSUCHUNGEN

=====

1. Begründung für die Untersuchung	35
2. Methodik	36
3. Untersuchungsgut	
a) Auswahl	37
b) Tabelle der äußeren Daten (Tab. 1)	38
4. Interviews	39

III. DARSTELLUNG DER UNTERSUCHUNG

=====

1. Bericht über die Interviews	124
2. Auffälligkeiten im Untersuchungsgut	124
3. Tabelle über Gruppencharakteristika (Tab. 2)	127
4. Beschreibung der Gruppen	129
5. a) Ergebnisse der Testuntersuchungen (MMPI)	131
Skalenwerte der Untersuchten für Depressivität (Tab. 3)	133
b) Ergebnisse des Fragenkatalogs über die Eltern	134
6. Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse	140
7. Zusammenhänge von früherer und jetziger Problematik (Tab. 4)	142

IV. DISKUSSION DER ERGEBNISSE

=====

1. Angewandter Positiv- und Negativ-Katalog auf die 146
 einzelnen Fälle
2. Herausarbeitung von Wg-Mitglieder-Typen mit dem 160
 Versuch einer Katalogisierung
3. Diskussion der eigenen Ergebnisse mit Darstellun- 167
 gen anderer Autoren

V. ZUSAMMENFASSUNG

=====

177

VI. LITERATURNACHWEIS

=====

179

ANHANG

=====

183

I. ALLGEMEINER TEIL

=====

1. Die Kommunebewegung. Ihre wichtigsten Ideale und Konzepte

Seit 1967 sind mit auffälliger Häufigkeit Wohngemeinschaften (Wg) gegründet worden. Dieser Trend hatte seine Initialzündung im Zuge der sog. anti-autoritären Studentenbewegung erfahren.

Die Verfechter der Idee der Kommune sahen in der traditionellen Kleinfamilie die Wurzel für Deformierungen der Persönlichkeit und glaubten, mit einem radikalen Bruch dieser Institution Familie an der Schaffung eines „neuen Menschen“ in einer revolutionierten Gesellschaft aktiv mitzuarbeiten.

Kommune I und II in Berlin, die ersten praktischen Ansätze der Idee, stießen auf viele Schwierigkeiten. Das ursprüngliche Ziel beider Gruppen war die Bildung von gut organisierten Arbeitskollektiven gewesen, die sich politischen Aufgaben widmen wollten. Was unter dem Begriff der „politischen Arbeit“ verstanden wurde, hatte eine große Interpretationsbreite. Während einige darunter das gemeinsame Lesen marxistischer Lektüre verstanden, wollten andere Agitation in Form von Demonstrationen und Flugblätterdruck betreiben.

Daß dies nur Rationalisierungen der eigentlichen Motive für ein Zusammenleben waren, zeigte sich an der weiteren Entwicklung des Kommunelebens. Die „politische Arbeit“ trat in den Hintergrund, Diskussionen über psychische Konflikte und aufgetretene Schwierigkeiten zwischen den einzelnen Kommunarden wurden häufiger und wichtiger Bestandteil des täglichen Lebens; es wurden sogar spezielle Wochentage dafür institutionalisiert. Diese langen Diskussionen arteten oft in ein psychoanalytisches Laienspiel aus. Es entstand ein strapaziöses Klima, da jeder versuchte, mehr oder minder überzeugt, dem anderen helfen zu wollen, die Situation für die eigenen Bedürfnisse auszunutzen.

So wurde das Helfen-Wollen zum Instrument, von eigenen Problemen ablenken zu können oder sich durch das intime Wissen über den anderen eine dominante Position zu verschaffen. Der Gewinn, den die Kommunnarden trotz der psychologischen Stress-Situation zogen, war das Bewußtsein, der elitäre Gedanke an der Schaffung einer neuen Lebensform mitzuarbeiten, die für alle gelten sollte.

Diese Gedanken, Wünsche, Ideale waren in Veröffentlichungen von Wilhelm REICH und Erich FROMM, die sich mit der entsprechenden Thematik auseinandergesetzt hatten, erschienen. Beide Autoren hatten kritische Analysen über die negativen Seiten der traditionellen Kleinfamilie veröffentlicht. Auch wurde von ihnen die Beziehung zwischen kapitalistischer Staatsform und „ich-schwachem“ Charakter herausgearbeitet.

Hier wurde durch Einfügen neuer unbewiesener Kategorien das eigentliche Problem, das sich zwischen Gruppe und Individuum ergibt, in den ideologischen Bereich verschoben, in dem Gleichsetzungen erfolgten, wie z.B. kapitalistische Staatsform = ich-schwacher Charakter. Eine These hätte die Anti-These: Sozialistische Staatsform = ich-starker Charakter zur logischen Folge. Untersuchungen, die solche Thesen beweisen könnten, liegen bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht vor.

Was man unter dem Begriff „ich-schwach“ zu verstehen habe, erläuterten REICH und FROMM anhand von charakteristischen Entwicklungsstufen, die das Kind in der Kleinfamilie durchläuft:

1. Die Erziehung des Kindes ist sexualverneinend, es entwickelt dadurch die erste Voraussetzung für eine autoritäre Psychostruktur.
2. Die Sexualität wird verdrängt, Sublimierungen laufen in Form von vorgegebenen Verhaltensmustern in der Familie ab und disponieren zum Akzeptieren von entfremdeter Arbeit, dadurch wird dem Kapitalismus später weiterhin die profitinteressierte Warenproduktion ermöglicht.
3. Erste Klasseengegensätze werden in der Familie erlebt, das

dichotome Prinzip wird verinnerlicht, sowie auch die eigene schwache Position.

Daraus soll später die masochistische Haltung resultieren (ACKERKNECHT, 1972).

Auch diese Erläuterungen sind stark ins Ideologische verschoben, alles wird vereinfachend auf eine einzige Bezugskategorie nivelliert.

Wilhelm REICH schlug aus diesen Überlegungen heraus den Jugendlichen eine Selbstorganisation vor, in der ihre Interessen mehr im Vordergrund stehen sollten.

Die Kommune war eine Form, ein Ansatz dieser Selbstorganisation. Sie sollte der Lebensraum werden, in dem Sozialisationsschäden der Kleinfamilie von vornherein nicht zum Tragen kommen sollten.

Folgende Regeln sollten in den Kommunen herrschen: Die Erziehung der Kinder sollte repressionsfrei und sexualbejahend sein.

Die Kinder sollten sich durch das Mehrangebot an Identifikationsmöglichkeiten, nicht von einer (bzw. zwei) Kontaktperson abhängig fühlen müssen. Durch diese relative Unabhängigkeit würden sie auch nicht dem Zwang der Verinnerlichung der Verhaltensnormen ihrer Eltern unterliegen.

Auch sollten die Kinder in diesem Konzept den Erwachsenen gleichgestellt werden, und nicht durch Strafangst zum Autoritätsglauben und -gehorsam erzogen werden.

Dieses theoretische Konzept ließ sich praktisch nicht realisieren, da dem Wunsch nach Veränderungen und Einführung neuer Verhaltensformen, der bei den Kommunarden entstanden war, ein nicht überwindbarer Widerstand von Seiten der eigenen Erziehung und traditionellen Herkunft gegenüberstand.

Die Vorstellungen der Kommunarden in den sechziger Jahren hatten ähnliche Inhalte und Ziele. Lernprozesse, die zur Erlangung von nicht vorstrukturierten Verhaltensweisen zueinander notwendig waren, sollten durch gegenseitige konstruktive Kritik in Gang gesetzt und beschleunigt werden.

Ein wichtiges neues Schlagwort wurde die „herrschaftsfreie Kommunikation“. Damit war ein ganzer Katalog von bestimmten zwischenmenschlichen Verhaltensweisen gemeint:

Autoritäre Ansprüche sollte es zwischen Kommune-Mitgliedern nicht geben, Konflikte und Probleme sollten im Kreis aller diskutiert werden, jeder sollte die Bereitschaft haben, eigene Fehler und Schwächen einzugestehen.

In Anlehnung an REICH wurde dies als Ablegen der „Charaktermaske“ bezeichnet.

Die Diskussionen hatten in der Mehrzahl der Fälle sozialpolitische Problematiken zum Inhalt, die „herrschaftsfreie Kommunikation“ konnte eigentlich erst dann beginnen, wenn man einen Konsensus über elementare politische Ansichten erreicht hatte.

Damit war sofort ein gemeinsamer Außenfeind fixiert, wie etwa der Staat, die Universität, die Hausbesitzer, die Bourgeoisie. Durch den gemeinsamen Außenfeind war eine erste Gruppenbildung gewährleistet. Solidaritätsgefühle konnten sich entwickeln, wenn man entdeckte, daß man durch ähnliche Mängel in der Kindheit und Jugend nun unter ähnlichen Problemen zu leiden habe.

Es fand eine starke wechselseitige Identifikation schnell statt durch die Erfahrung, daß man nicht allein mit den eigenen Problemen dastand.

Die Gruppen empfanden sich als „Gemeinschaft von Leidenden“ (24), als „Glied eines defekten Kommunikationssystems“ (24). Selbstverwirklichung wurde dann weitgehend in den Zielen der Kommune gesucht; ein Ziel war die Auflösung der Kommunikationsdefekte, die sich aus stabilisierten Interaktionsritualen ergaben.

Es wurde viel über den politischen Wert von Kommuneprojekten theoretisiert. Im Zuge der anti-autoritären Bewegung wurde bloße Anti-Haltung, wie z.B. Negierung des Leistungszwanges oder der Versuch, sich promiskuoß zu geben, schon als „politische Aktion“ interpretiert.

Die Apo begann mit Verweigerung - nicht der von Herbert MARCUSE proklamierten - sondern mit der Verweigerung von Öffentlichkeit und Mündigkeit, es war eine „Kulturrevolution“ geplant,

die alle Werte und Normen in Frage stellen sollte.

Einige Jahre später zeichnete sich eine Fortentwicklung in dieser Haltung ab. Alleiniges Handeln nach dem „Lustprinzip“ wurde als egoistisch und ineffektiv für „Veränderungen am System“ eingestuft und somit entwertet, da die neue Idealvorstellung eine Zusammenarbeit, einen konkreten Einsatz jedes einzelnen forderte.

Unter dieser aktiven Mitarbeit verstand man die Beteiligung an Arbeitsgemeinschaften, die sich mit aktuellen politischen und sozialen Problemen befassen wollten oder sich eine Vertiefung marxistisch-leninistischer Lektüre zum Ziel gesetzt hatten. Die sog. Bezirksgruppenarbeit umfaßte die Versuche, die „Bevölkerung zu agitieren“, in Form von Aufklärungsarbeit in den Betrieben und bei Diskussionen nach Demonstrationen auf der Straße.

Am Soziologischen Institut der FU Berlin bildete sich eine Arbeitsgruppe, deren verschiedene Sektionen sich mit Problemen, Daten und der soziologischen Bedeutung von Wohngemeinschaften mehrere Semester lang befaßten. Unter dem Stichwort: „Alternativen zur Kleinfamilie“ war der Akzent der Untersuchungen in eine hauptsächlich „politische“ Ebene verlagert worden.

Indem man versuchte, die „politische Relevanz“ von Wgen zu untersuchen und zu dem Ergebnis kam, daß von einem solchen Wert erst dann gesprochen werden könnte, wenn der „Prozeß der Solidarisierung und der organisatorischen Strukturbildung in einem ausgewogenen Verhältnis“ stünden (DREITZEL, 1973), wird deutlich, daß hier unausgesprochene Probleme, die in den Gruppen entstanden waren, reaktiviert und durch den Gebrauch eines bestimmten Vokabulars nur scheinbar einer Lösung nähergebracht werden.

Die Arbeitsgruppe kritisierte an der herkömmlichen Kleinfamilie ihre „entpolitisierende Wirkung“. Die Familie zwingt ihre Mitglieder, die in ihrer Arbeitssituation erlebte Klassenlage als individuelles Schicksal aufzufassen und dementsprechend zu verarbeiten, da sie keine Solidarisierungsmöglichkeiten anzubieten hätte.

Das wird deutlich, wenn man die Argumente miteinbezieht, die

der Wg eine „politisierende Wirkung“ zubilligen:

Diese hätte durch ihre Funktion der Aufklärung und der gleichzeitigen Möglichkeit des Sich-Anlehnen-Könnens an das Kollektiv die Möglichkeit, ihre Mitglieder zu einem neuen politischen Selbstverständnis umzuerziehen, indem sie auf die Gefahren von entfremdeter Arbeit hinweist, aber gleichzeitig dem einzelnen versichert, daß seine Problematik vom Kollektiv geteilt werde. Der „Prozeß der Solidarisierung“ scheint eine erste Voraussetzung zu sein, damit eine Gruppe funktionsfähig werden kann.

Solidarität wird von den meisten Wg-Mitgliedern als allgemeine Einigkeit über die gemeinsam angestrebten Ziele empfunden. Jedes Mitglied sollte sich dadurch mit den anderen verbunden fühlen, indem das Bewußtsein entwickelt wurde, sich gemeinsam für eine Sache einzusetzen.

Unter dieser Annäherung und dem Wunsch nach Gleichheit mit den anderen, verbergen sich oft andere psychische Komponenten, wie z.B. die Entlastung von eigener Problematik durch Konzentration auf die „gemeinsame Sache“.

Solidarisches Verhalten ist also mehr als eine Eintrittskarte in die Gruppengemeinschaft zu verstehen, mit dem Versprechen behaftet, etwas für die Gruppe tun zu wollen. Ein anderer Aspekt der uniformen Gleichheit, die von vielen Gruppen angestrebt und gewünscht wird, ist in dem Ausschluß von Rivalitätsgefühlen zueinander zu suchen.

Die Bezeichnung „politische Relevanz“ beinhaltet von vornherein eine Überschätzung des Stellenwerts, den die heutigen Wgen im sozialen Gefüge der BRD haben. Es wird hier einer quantitativen Minderheit zuviel Bedeutung und Einfluß zugeschrieben. Die Befürworter und Untersucher schließen sich damit einer gefährlichen sektiererischen Tendenz an, die auch in den Wgen selbst anzutreffen ist. Dazu bemerkt FEIL (1972):

„Es ist nicht verwunderlich, daß die wenigen Kommunen, die in der BRD berühmt geworden sind (z.B. die Kommune 1 und 2 in Berlin), zu Anfang zwar ein recht anspruchsvolles Programm aufstellten - nach einiger Zeit sich jedoch auflösen mußten, weil die internen Streitigkeiten ihrem öffentlichen Anspruch nicht

gerecht werden konnten.

Sie benutzten z.T. ihr links-liberales Image lediglich zur Selbstbestätigung der eigenen Progressivität und entwickelten sich zu kommerziellen Unternehmen, die den Bedarf der bürgerlichen Öffentlichkeit an anstoßerregenden Berichten oder Filmen über die neue deutsche Sub-Kultur stillen konnten." (13)

Nach den ersten Kommune-Gründungen waren die entsprechenden Veröffentlichungen in der Tagespresse und in Zeitschriften noch von einem utopischen Idealismus geprägt.

Der Kommune-Idee wurden rasante Weiterentwicklungen und Verbreitung prophezeit. Es wurde das Konzept eines Drei-Stufen-Plans erstellt:

Die erste Stufe wurde als „elastischer Familienverband“ beschrieben (16), in dem sich Ehepaare zusammenschließen und einen gemeinsamen Haushalt führen sollten.

Die zweite Stufe sah eine Vertiefung der Beziehungen der Mitglieder untereinander vor, aus der sich auch sexuelle Querverbindungen entwickeln sollten.

Diese Stufe wurde als ernste Klippe gesehen, jene Gruppen würden sich der Gefahr nicht zu meisternder Krisensituationen aussetzen.

Alle mochten zwar bereit sein, Tabus in Frage zu stellen, aber dadurch waren sie noch nicht imstande, frei über sie zu disponieren.

Die dritte und letzte Stufe schloß wieder eine starke Weiterentwicklung der einzelnen mit ein. Es wurden gefordert: Aufhebung des Privateigentums und dadurch Aufhebung der Entfremdung der zwischenmenschlichen Beziehungen.

Die Entfremdung wird in diesem Ansatz den Besitzverhältnissen und dem Privateigentum angelastet, sicherlich gibt es nach psychoanalytischer Theorie noch andere Gründe, die einen zwischenmenschlichen Kontakt verhindern können.

Die Presseberichte und Aufsätze in den entsprechenden Zeitschriften wurden dann im Laufe der kommenden Jahre weitaus

kritischer und weniger utopisch in ihren Stellungnahmen zur Kommune-Bewegung. Das hing zum Teil damit zusammen, daß das Scheitern der ersten Kommunen bekannt wurde, ferner die Zersplitterung des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) und anderer studentischer Organisationen, die eine wichtige Orientierung für die „Junge Linke“ dargestellt hatten. Die erste allgemeine Euphorie, alles von einem Tag zum anderen umwälzen zu können, hatte sich merklich abgeschwächt. Die Organisationsversuche, die danach folgten, waren in ihrem ideologischen Ansatz der antiautoritären Bewegung diametral entgegengesetzt, zogen sich aber ebensoviel Kritik von der Öffentlichkeit zu.

Die politisch engagierten Studenten negierten nun die antiautoritäre Einstellung und landeten beim „traditionellen Parteytypus“ (6). Die Splittergruppen konkurrierten um die „richtige Linie“ und es entstand „eine bis ins lächerlich verzerrte rigide Gruppenmoral“.

Diese selbstinszenierte Aufrichtung von autoritären Gruppenstrukturen hatte den Sinn, „den moralisch überforderten Studenten einen Halt zu geben“ (6).

Diese Zersplitterung und Unsicherheit in den Studentenorganisationen führte auch zu Verunsicherungen in den Kommunen.

Auch hier wurden Zweifel und Kritik oft durch eine strenge Gruppen-Moral aus dem Weg geräumt.

So entwickelte sich aus der Spontanität der ersten Kommunen allmählich ein starrer Vorschriften-Katalog, den sich die Mitglieder der Gruppen selbst auferlegt hatten. In diesem Katalog war z.B. der absolute Konsumverzicht enthalten, da man sich nach Marx nicht nach den Kriterien des Habens sondern denen des Handelns gegenseitig beurteilen sollte.

Solche Forderungen fielen manch einem schwer zu erfüllen, aber die Idee, das Bewußtsein an einer vermeintlich fortschrittlichen Sache mitzuarbeiten, kompensierte vieles, führte aber auch zu einem gefährlichen Sektierertum, das den einzelnen von Selbstkritik fernhielt.

2. Kommuneähnliche Erscheinungen der Vergangenheit

Gruppenzusammenschlüsse bestehen nicht erst seit der Gründung von Wgen. Im Laufe der Geschichte gab es viele, meist zweckorientierte Gruppen. Das erste Stichwort, das in der Geschichte auftaucht, lautet Horde. Seit dem 16. Jahrhundert galt dieses Wort als Bezeichnung für ungeordnet herumschweifende Scharen. Seit dem 19. Jahrhundert verband sich mit dem Begriff die Annahme, daß die einstigen Naturvölker in Horden gelebt hätten. Diese Annahme wurde von S. FREUD ausgebaut (in Bezugnahme auf PLATON) und später von WUNDT übernommen. In späteren Jahren wurde die Hypothese wieder fallengelassen, da man glaubte, Beweise gefunden zu haben, daß auch die Naturvölker schon feste Regeln ihrer sozialen Ordnung gekannt haben sollen. Nach kommunistischer Interpretation stellt die Lebensform der Horde in ihrer nicht konfigurierten Form die sog. Urgesellschaft dar, die sich ganz von selbst reguliert. In dieser Form des Zusammenlebens sollen nach kommunistischer Auslegung keine festen Paarbeziehungen bestanden haben.

Ein weiterer Begriff der frühen Geschichte ist der der Sippe. Hierunter wurde die Lebensgemeinschaft von Blutsverwandten verstanden, eine Art Großfamilie. Die Sippe war für die soziale Organisation vieler Völker die grundlegende Sozialeinheit. So bestanden Regeln, die z.B. Heiraten von Mitgliedern der Sippe festlegten. Die Sippe, die mehr als Lebenskreis zu verstehen ist, weniger als festgefügte Organisation, war Rechts- und Friedensverband, Siedlungsgemeinschaft, Wehreinheit und Trägerin der Blutrache (Fehde). Es bestand ferner eine arbeitsteilige Organisation in Fragen der Kinderaufzucht. Da viele Aufgaben der Sippe später von Staat und Gemeinde beansprucht wurden, förderten Staat und Kirche im Mittelalter die Auflösung der festen Sippen und den Übergang zu offenen Gruppen.

Ein im angelsächsischen Schrifttum nicht genau abgegrenzter Begriff ist der des Clans, wobei man unter Sippe eine Blutsverwandtschaft und unter Clan eine Verwandtschaft von mehr mythischem Charakter verstehen könnte.

In der Kultur der Griechen wurden durch PLATON neue Denkanstöße zum Thema Gruppe und Familie geliefert. PLATON strebte die Verwirklichung eines auf philosophischen Prämissen fundierten Staatswesens an. Eines seiner Werke die „Politeia“ (Das Gemeinwesen) stellte den Entwurf einer neuen Staats-Erziehungs- Wissenschafts- und Seelenlehre dar. In diesem Werk setzt sich PLATON kritisch mit der Familie auseinander.

Das Mittelalter mit der damaligen hervorragenden Bedeutung der Kirche brachte eine spezielle Form von Gruppenbildung mit sich, das Klosterwesen. Das Wort Kloster leitet sich vom lateinischen ab und bedeutet: abgeschlossener Raum. Als religiöse Erscheinung erwachsen Mönchtum und Klöster vornehmlich aus dem Bedürfnis mystischen Charakters, weltliches und geistliches Dasein zu trennen und ein rein religiöses Leben ungestört von weltlichen Daseinsbedürfnissen in ausschließlicher Hingabe an Gott führen zu können. Je nachdem, ob die einzelne Klostergenossenschaft nur Gebet und Gottesdienst oder auch Tätigkeit für andere (Seelsorge, Unterricht, Krankenpflege, Liebestätigkeit, äußere Mission) zur Aufgabe hatte, unterscheidet man beschauliche und tätige Klostergenossenschaften.

Im 18. Jahrhundert mit der Industrialisierung einhergehend, verbreiteten sich Ideen von Kommunegründungen unter den Arbeitern. England war das erste Land, in dem durch Robert OWEN's Einfluß solche Verbindungen zustande kamen. OWEN verstand sich als Sozialist, war selbst Fabrikbesitzer und hatte die Idee, die Lebenssituation seiner Arbeiter zu verbessern. Der Hauptgesichtspunkt in OWEN's Philosophie war der, daß der menschliche Charakter hauptsächlich durch die äußeren Umstände, unter denen er lebt, geformt wird.

Neben Arbeitszeitverkürzung und Verbot der Kinderarbeit initiierte er auch die Gründung von kommunalen Dörfern. Diese Wohnsiedlungen sollten exemplarischen Charakter haben und die Wohnform sollte sich später auf die ganze Gesellschaft ausbreiten. Die Gründung dieser Dörfer lief unter dem Motto „Unity and Cooperation“. In den Siedlungen sollten etwa tausend Einwohner

leben. Bis zum Alter von 3 Jahren sollten Kinder unter der Obhut ihrer Familie bleiben, danach sollten sie durch die „Community“ aufgezogen werden. 1825 ging OWEN nach Amerika, wo er ebenfalls eine Kommune aufbauen wollte. Dieses Experiment unter dem Namen „New Harmony“ bekannt, sollte den Versuch darstellen, eine landwirtschaftliche Genossenschaft nach kommunistischen Prinzipien funktionierend aufzubauen. Diese „Community“ sollte autonom existieren, d.h. sich durch eigene Landwirtschaftsprodukte selbst erhalten können. Die Kommune zerfiel, da sich Untergruppen gebildet hatten, die Differenzen über politische und religiöse Fragen entwickelt hatten.

Etwa zur gleichen Zeit verbreitete Charles FOURRIER in Frankreich ein ähnliches Gedankengut. Er wurde zum Begründer der „École phalanstère“, wo er eine Theorie der Harmonielehre entwickelte, die das theoretische Rüstzeug zur Überwindung von Klassengegensätzen darstellte. Das Hauptprinzip der Lehre bestand in der Annahme, daß gemeinsame Organisation im Arbeitsbereich die Voraussetzung für ein geglücktes Zusammenleben schafft. So wollte man sich für eine neue soziale Ordnung einsetzen, deren Wirtschaft nach sozialistischem Modell funktionieren sollte. Man förderte weiterhin die Abschaffung der Institution Familie, indem man glaubte, es würden sich spontan Menschen zu Gruppen zusammenfinden aufgrund einer „Seelenverwandtschaft“.

Er selbst lebte mit seinen Freunden und Anhängern in einer kommuneähnlichen Wohnform, die allerdings schon nach kurzer Zeit wieder aufgegeben wurde. In Frankreich fand FOURRIER außerhalb seines Anhängerkreises wenig Resonanz.

Im Verlauf der russischen Revolution wurden alle gesellschaftlichen Werte in Frage gestellt, so u.a. auch die Institution Familie. Die sexualökonomische Theorie hatte die Nachteile, die sich aus dem Aufwachsen in einer Kleinfamilie für die in ihr lebenden Individuen ergeben, skizziert und man forderte deshalb die Abschaffung der Kleinfamilie. Diese Umwälzung lief nicht ohne Schwierigkeiten ab. Die praktische Ersetzung der

patriachalischen Familienform gegen ein arbeitsorientiertes Kollektiv wurde zum Kernproblem der russischen Kulturrevolution. Da Männer und Frauen in der Partei benötigt wurden, mußten die Ansprüche der Familie zurückstehen, die Kinder wurden in Kollektiven untergebracht. Die Konkurrenz zwischen den gesellschaftlichen und familiären Verpflichtungen und Bindungen führte in vielen Fällen zu Spannungen innerhalb der Familie. Die Kollektivierung des Lebens wurde zunächst von oben aus dirigistisch festgelegt. Die Jugendorganisation „Kosmomol“ beeinflusste die Heranwachsenden und erzog sie im Sinne bolschewistischer Ideologie. Sehr früh hatte man in der Sowjetunion diesen wichtigen Baustein für alle späteren Entwicklungen erkannt: die Jugend sollte zur Selbständigkeit erzogen werden, mit dem Ziel, Ideale der Elterngeneration gemeinsam abzulehnen. Der freiwillige Eintritt der Jugendlichen in die genannte Jugendorganisation stand in direktem Verhältnis zu den Versprechungen, die von Seiten der Partei gemacht wurden. Die „Kosmomol“ mußte also die sexuelle und materielle Situation der Jugendlichen begreifen und an ihrer Verbesserung mitarbeiten. Dies geschah zum Teil durch den Aufruf, Kommunen zu gründen. Der Leitsatz, der bei diesem Aufruf im Hintergrund stand, war folgender: „Neue Lebensformen bilden sich durch neue Inhalte des Lebens und neue Inhalte müssen neue Formen haben“ (21). Solche Thesen übten auf viele einen suggestiven Druck aus, und es kam im Dienste der Idee zu starken Selbstbeschränkungen zugunsten des abstrakten Gebildes Kommune. So kann man z.B. in den Berichten dieser Zeit nachlesen, daß manche Kommunarden bis zu 20 Stunden täglich arbeiteten, um ihre Kräfte ganz den Zielen der Kommune zu opfern. Der Tagesablauf wurde in einigen Kommunen streng eingeteilt und deren Einhaltung autoritär von den Mitgliedern selbst überwacht. Entzogen sich einige Mitglieder diesen Vorschriften, so wurden sie bestraft. Diese asketische Lebensform läßt an andere Beispiele aus der Geschichte denken: wo immer Menschen den Weg mystischer Versenkung gehen wollten, haben sie das Mittel der Askese zur besseren Erreichung des Zieles empfohlen. Die Mitglieder der jeweiligen Bezugsgruppe geben ihre Bedürfnisse auf, um den asketi-

schen Idealen gerecht zu werden. Askese kann in diesem Zusammenhang als Abwehr gegen die Gefahren verstanden werden, die dem Menschen aus eigener Aktivität drohen. Zucht ist hier Abwehr gegen Versuchung. Diese Haltungen resultieren aus einer nicht reifen genitalen Charakterstruktur, die ihre Störung zur Lehre erhebt.

Eine andere Richtung schlugen die Begründer der Arbeitskommune „Bolschewo“ ein. Hier wollte man sich verwahrloster Kinder annehmen. Jugendliche aus Strafanstalten sollten hier die Möglichkeit einer Wiedereingliederung in eine soziale Gruppe erhalten. Diese Erscheinung finden wir heute in den „therapeutischen Wgen“ wieder. An Stelle der Häftlinge sind die Trebegänger und Drogenabhängigen getreten.

Die Idee, solchen Randgruppen Hilfe leisten zu wollen, ist begrüßenswert, doch muß die Gruppe soweit frei von eigener Problematik sein, daß sie nicht in Versuchung gerät, die Sozialgeschädigten aus eigener Bedürftigkeit therapieren zu wollen.

In den privaten Kommunen Rußlands, die nicht durch Kosmomol-Einfluß ins Leben gerufen worden waren, wurden andere Schwierigkeiten relevant. Für die Mitglieder, die sich diesen Kommunen angeschlossen hatten, hatte es den Anschein, als seien Eigenschaften wie „Egoismus“, „Individualismus“ und „kleinbürgerliche Verhaltensweisen“ die einzigen Barrikaden, die sich einer kollektivistischen Selbstverwirklichung in den Weg stellten. Man versuchte deshalb, die genannten Verhaltensweisen mit Hilfe moralischer Disziplinierung auszumerzen. Dies war der erste Widerspruch, der sich ergab, denn einerseits galt das Prinzip der Selbstverwaltung; man glaubte an eine innere Disziplin, nach der sich alles von selbst ohne Zwang entwickeln sollte, andererseits stand diesem Prinzip die moralische Disziplinierung gegenüber. Eine zweite Schwierigkeit tauchte im Zusammenhang mit der Sexualität auf. Diese war für die Mitglieder der Kommunen zum Problem geworden, so daß eine strenge Regulierung in diesem Bereich Schwierigkeiten ausklammern sollte: „Geschlechtliche Beziehungen der Kommunarden sind in den ersten

Jahren der Kommune unerwünscht" (21). Die Schlafzimmer der männlichen und weiblichen Mitglieder waren getrennt und selbst nach einer Heirat änderte sich für den Betroffenen daran nichts. Das führte zwangsläufig dazu, daß Verheiratete meist die Kommune verließen.

Hier bietet eine gesellschaftliche Institution die ideologischen Grundlagen für eine Verlängerung von prägenitalen Strebungen an, gleichzeitig schafft sie die Voraussetzung für einen Identitätsgewinn auf der entsprechenden Entwicklungsstufe.

Um 1930 griff der Gedanke der Kommune nach Deutschland über. Wilhelm REICH verband psychoanalytische Erkenntnisse mit sozialistischen Ideen. Seine Theorie ging hauptsächlich von der Sexualunterdrückung aus, die sich durch das Leben in der Kleinfamilie für die in ihr lebenden Individuen ergeben müßte. Er richtete seinen Appell daher an die Jugend und riet, freiere Formen des Umgangs untereinander in Kommunen zu erlernen. In jener Zeit blieb dieser Rat relativ fruchtlos. Erst heute berufen sich die Kommunarden auf REICH's Theorien.

Nach dem 2. Weltkrieg entwickelten sich in Israel Kibbutzim. Diese kollektiven ländlichen Siedlungen wurden aus einer Not-situation gegründet. Die neuen Siedler, die aus den verschiedensten Kontinenten nach Israel kamen, hatten eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen: es mußte in kurzer Zeit eine suffiziente Landwirtschaft aufgebaut werden, die die Versorgung der Bevölkerung gewährleisten mußte. Die alte Rollenverteilung innerhalb der Familie, in der nur der Mann arbeitet, die Frau sich um Kinder und Haushalt kümmert, war für diese zu leistende Aufgabe nicht geeignet. Männer und Frauen wurden für die Arbeit benötigt und die Erziehung und Betreuung der Kinder mußte kollektiv geleistet werden. Die Ziele des Kibbutz standen über allen anderen, so lernten die Kibbutzniks, ihre eigenen Ziele denen der Gruppe unterzuordnen.

Ein zweiter Faktor, der für die Gründung von Kibbutz-Siedlungen entscheidend war, ergab sich durch die sozio-kulturelle Situation

der Siedler. Die Mehrzahl der Kibbutzniks hatte im Ausland unter Verfolgung und anderen Ausnahmeständen, wie z.B. der Ghetto-Situation gelebt. Dies hatte dazu geführt, daß die Betroffenen nicht mehr daran gewöhnt waren, sich in einem sozialen Gefüge zu integrieren. Die Isolation und die Verfolgung hatten bei vielen psychische Veränderungen hervorgerufen, die man glaubte, im Kollektiv besser lösen zu können. "The Kibbutz served as an arena for the over-reaction of its members against Shetl -Life and as an mechanism for adoption to the socio-economic realities in Palestine" (7).

Mit fortschreitender Industrialisierung gingen die Zahlen der Bewohner in den Siedlungen deutlich zurück. Viele zogen aus, heirateten und wandten sich „kleinbürgerlichen Idealen“ zu. Heute sind die Kibbutzim eine soziale Randerscheinung in Israel, in denen fast ausschließlich Menschen mit handwerklichen Berufen leben. Inwieweit dieses Experiment positive oder negative Folgen für die Mitglieder haben wird, läßt sich bis heute noch nicht abschätzen.

Wie im Anfang der Arbeit schon erwähnt, zeigt sich seit 1968 eine Zunahme des Phänomens Kommune bzw. neuerdings unter dem Synonym Wg. Diese Erscheinung trat wie vieles andere „Kulturgut“ zuerst in Amerika auf. Hier fand die Hippie-Bewegung statt, die zur totalen Befreiung des Menschen, einem „freien natürlichen Leben“ aufrief und deren Ideale dann zu Gründungen von einigen Landkommunen führte. Diese versuchten durch landwirtschaftlichen Anbau autark zu sein. Auch andere Variationen bezüglich der Ideologie traten auf: von politisch orientierten, spiritualistischen oder auch religiösen Kommunen war die Rede. Diese freigewählte Abkehr von der sozialen Wirklichkeit unserer Zeit wirkt sektenhaft und läßt die Vermutung aufkommen, daß hier die Lösung für eine nichtgeglückte Auseinandersetzung mit der sozialen Realität gesucht wird.

Den Einfluß, den das Gedankengut dieser Bewegung auf die Bevölkerung hatte, kann man in der Tendenz aufzeigen, sich verstärkt

für die Erforschung der zwischenmenschlichen Beziehungen zu interessieren. Z.B. sind in die Sprache der Mittelschicht neue Vokablen integriert worden wie: „sozial-engeneering“, „psycho-social-laboratory“ oder „sensivity-training“. Das Sensitivitäts-Training, das eine Form der Gruppendynamik darstellt, die der Erweiterung und Vertiefung der Kontaktfähigkeit durch geistige und körperliche Begegnung (encounter) und offene Aussprache der eigenen Gefühle in Trainings- und T-Gruppen dient, erfreut sich wachsender Beliebtheit. Ob hier ein suggestiver Sog, eine Moderichtung oder eine wirkliche Bereitschaft zur Lösung von Problemen vorliegt, bleibt zu hinterfragen.

Alle aufgeführten Gruppierungen entstanden aus den verschiedensten politischen, wirtschaftlichen, religiösen oder ideellen Motiven. Sie stellten Experimente dar, neue Lebensformen zu erproben und die herkömmlichen in Frage zu stellen. Die Schwierigkeiten, die sich aus den neuen Bedingungen des Zusammenlebens ergaben, wurden relevant in der meist kurzzeitigen Dauer dieser Experimente. Das Scheitern war häufig Ausdruck des Konflikts zwischen den in der eigenen Erziehung erlebten Wertmaßstäben und den neuen nur rational erlernbaren Mustern.

Viele Ideale, Konzepte, Motive und Schwierigkeiten tauchen in den heutigen Wgen wieder auf. Man kann z.B. eine Parallele ziehen zwischen den Idealen von Charles FOURRIER, der an eine spontane Gruppenbildung aufgrund von Seelenverwandtschaft glaubte und den heutigen Erwartungen der Wg-Mitglieder, die glauben, in der Wg eine Familie besserer Qualität zu erleben. Auch die asketischen Selbstbeschränkungen, die in den russischen Kommunen auftraten, lassen sich heute in einigen Wgen nachweisen. Die allgemeine Ablehnung von festen Partnerbeziehungen der Mitglieder und die Bestrafung derjenigen, die gegen diese Regel verstoßen, läßt auf eine ähnliche Problematik, wie sie bei den russischen Kommunen beschrieben wurde, schließen. Askese kann hier als Abwehr gegen Versuchung verstanden werden. Auf die Ähnlichkeit zwischen der Arbeitskommune Bolschewo mit der Ambition, Strafgefangene wieder einzugliedern und den heutigen therapeutischen Wgen wurde schon hingewiesen.

3. Begriff der Kleingruppe - Charakteristika aus sozial- psychologischer Sicht

Bisher ist besonders die Gruppe Kommune behandelt worden. Man kann aber davon ausgehen, daß in der Kommune, Großfamilie, Wohngemeinschaft, die derzeit eine relativ aktuelle Bedeutung bekamen, dieselben Gesetzmäßigkeiten herrschen, wie sie in anderen Kleingruppen wie z.B. der Familie anzutreffen sind. Deshalb soll sich eine Aufzeichnung der wichtigsten Punkte der Kleingruppenforschung von einem sozialpsychologischen Ansatz her anschließen:

Der Begriff „Gruppe“ wurde Anfang des 18. Jahrhunderts aus dem Französischen entlehnt, wo er bis zu jenem Zeitpunkt zur Beschreibung einer Anordnung von Gegenständen in der Bildenden Kunst fungiert hatte. Der soziologische Begriff Gruppe ist jung und wird mit mehreren Bedeutungen von unterschiedlichen Autoren besetzt.

Gruppe läßt sich zunächst qualitativ von anderen Gebilden wie Menge, Masse, Institution dadurch abgrenzen, indem man annimmt, daß die Mitglieder der Gruppe durch bestimmte Merkmale als zusammenhörig erscheinen.

Jede Gruppe hat ein Eigenleben, einen spezifischen Geist. Die Mitglieder erhalten durch die Gruppe Wissensinhalte, Denkmodelle, Wertschätzungen, Handlungsmuster.

Entscheidend für den Zusammenhalt der Gruppe ist, daß die einzelnen Mitglieder ein Bewußtsein über das sie Verbindende bekommen, zu einem Wir-Bewußtsein in der Lage sind.

Die Gruppe besteht aus selbständigen Individuen, Einheit in der Gruppe kann also nur durch Überwindung von Gegensätzen, aus der Organisation von Konflikten, die notwendiger Weise auftreten, gewährleistet werden. Es besteht ein System von Positionen und Funktionen, die von bestimmten Individuen als Rollen übernommen werden. Durch diese Rollenverteilung ist die Intaktheit in Mustern determiniert. Das richtige Funktionieren des Systems

Gruppe hängt von der Bereitschaft des Akzeptierens der zugewiesenen Rollen ab. Oft ergeben sich Rollenangebote kompensatorisch, wie es z.B. die Regel bei den Dominanz- und Unterwerfungszereemonien zu sehen ist.

Jedes Mitglied im Gruppenverband trägt unbewußt eine Vorstellung über seine soziale Stellung in der Rangfolge der Gruppenstruktur mit sich herum und fühlt sich so zu bestimmten Funktionen mehr prädisponiert als zu anderen. Die Gruppe als Summe der Machtansprüche des einzelnen wird auch immer die Tendenz haben, selbst als Machtinstrument zu funktionieren, indem sie ihre eigene Wertwelt durchsetzen will, ihre Ideen versucht anderen Gruppen aufzuzwingen. Diese Unterschiedlichkeit in der Bewertung der eigenen und einer fremden Gruppe wurde Inhalt von Untersuchungen des sog. "in-group" und "out-group"-Verhaltens. Dabei stellte sich deutlich heraus, daß die Bewertung der eigenen Gruppe auf Grund des Wir-Bewußtseins positiver war, während die fremde Gruppe mit Gefühlen des Mißtrauens, der Gefährlichkeit, des Hasses und der offenen Ablehnung bedacht wurde. Eine ähnliche Reaktion der Eigengruppe können aber auch deren Mitglieder erwarten, die sich den feststehenden Wertschätzungen und Normen der Gruppe nicht beugen.

Als wichtige Strukturelemente jeder funktionierenden Gruppe sind anzusehen:

„Betätigung (Aktivität), wechselseitiges Handeln (interaction), gefühlsmäßige Verbindungen (sentiments), Normen, Verhältnis zur Umwelt" (18).

Eine wichtige weitere Frage ist die Veränderung in der Rezeption bestimmter Phänomene, die sich aus der allgemeinen Tatsache einer bestimmten Gruppenzugehörigkeit entwickeln kann. In entsprechenden Untersuchungen hat sich gezeigt, daß der Gruppe in dieser Hinsicht eine enorme Wichtigkeit zukommt.

Nicht nur die Wahrnehmung von Dingen wird verändert, beeinflußt, sondern auch Verarbeitung und Erinnerung des Wahrgenommenen werden in einer spezifischen Weise modifiziert. Wie intensiv die indirekte Kontrolle der Gruppe auf den einzelnen einwirkt, hängt sehr von der Persönlichkeit des Individuums ab, von der jeweiligen Gruppenstruktur, sowie auch von der Einstellung des

Betroffenen und seiner Abhängigkeit von der Bezugsgruppe.

Das letztgenannte Phänomen hat einen Teil seines Ursprungs in der Tatsache, daß in Kleingruppen eine Tendenz zur Konformität herrscht, die teils durch die Mitglieder selbst und ihre innere Bereitschaft dazu entsteht, teils durch Sanktionen, Ausschluß, Liebesentzug von der Gruppe erzwungen wird.

In jeder Gruppe bilden sich auch Rangordnungen heraus. (Inwieweit für bestimmte Aufgaben ein dominantes Mitglied, ein „Führer“ notwendig für die Gruppe ist, ist noch ungeklärt und umstritten.)

Die Gruppe ist ein Ort, an dem der einzelne durch Anerkennung, Zuneigung, Lob, Zugehörigkeitsgefühl ein tiefes Glücksgefühl empfangen kann.

Durch diese Gratifikationsmöglichkeit ist der Gruppe aber auch andererseits das Sanktions-Potential in die Hand gegeben, das sich durch Entzug all dieser positiven Dinge auszeichnet und sich bis zu einer sozialen Kontrolle hin verschärfen kann.

Die emotionale Sicherheit, die die Gruppe bieten kann, die Abschirmung gegen Forderungen der Außenwelt, die nicht mit den Normen innerhalb der Gruppe identisch sind, bilden wesentliche Faktoren der Gruppenattraktion und tragen dazu bei, das Engagement der Mitglieder konstant zu halten; diese haben so die Möglichkeit, Statusunsicherheiten zu kompensieren, ihre Leistungen innerhalb der Gruppe mit sicherer Belohnung ausgezeichnet zu wissen, und daraus Sicherheit zu gewinnen.

Ein Wg-Mitglied bemerkt dazu: „Ich bin nicht fähig, alleine zu leben, denn ich habe Angst vor dem Alleinsein. Diese Angst kann ich nur durch das Wohnen und Leben in einer Gruppe überwinden. Ich brauche einfach die Wg, um meine persönlichen Probleme zu lösen.“ (8)

Auch Gruppen, die sich im Verlauf von Gruppenpsychotherapien konstituieren, unterliegen den selben Mechanismen, wie andere Kleingruppen sie aufweisen, nur daß hier die Interaktionen von einem Therapeuten gedeutet werden und so der einzelne mehr noch die Möglichkeit hat, seine Position in solcher Gruppe zu erken-

nen und zu korrigieren.

Das Konzept der Gruppentherapie geht davon aus, daß gestörte Individuen die Möglichkeit einer besseren Anpassung an das Gruppenleben und die soziale Interaktion angeboten bekommen sollen.

Der Patient wird solange als nicht gesund erachtet, als er nicht imstande ist, mit anderen in für ihn und die anderen befriedigender Art und Weise zu interagieren.

Die Phänomene, Charakteristika und möglichen Abnormitäten mögen in allen Gruppen ähnlich sein, Wohngemeinschaften bieten sich deshalb für eine besondere Untersuchung an, da sich an ihnen Beobachtungen leichter anstellen lassen, durch die relative Dauer der Verbindungen, durch die prinzipielle Bereitschaft zum Gespräch der Mitglieder auch über die aufgetretenen Schwierigkeiten und letztlich durch eine gewisse Aktualität dieser Form des Zusammenlebens.

So kann diese Gruppenform zu einem Modellfall einer Kleingruppe werden, an der sich Beobachtungen beschreiben und standardisieren lassen.

4. Positive Bedeutung der Gruppe für das Individuum

Im folgenden sollen zunächst die Vorteile diskutiert werden, die sich dem Individuum anbieten, das sich einer Gruppe wie der Wohngemeinschaft anschließt und hier mit anderen versucht zu leben.

1. Der Selbsterkennungsprozeß und die Selbstkritik können innergruppal gefördert werden, dadurch, daß die Mitglieder sich in den Reaktionen der anderen erkennen.
2. Grundlage zur Erlernung jeglichen Sozialverhaltens ist das Medium Gruppe.
3. Es werden Einstellungen, Wertvorstellungen, Kooperationsmuster, Konfliktverarbeitung und Kontaktverhalten geprägt.

4. Es erfolgt eine Moralisierung durch die Gruppe, ein gewisses Quantum an Über-Ich-Einfluß scheint für eine soziale Integration unerläßlich zu sein. Moral und soziale Integration sind aber nicht immer einander bedingende Phänomene. Man kann also von einem positiven Aspekt sprechen, der in der Moralisierung liegt, wenn die Moral eine allgemein anerkannte Wertigkeit besitzt und sich nicht nur gruppenspezifisch etabliert hat, oder sogar im Extremfall eine negative Moral sein kann, die den gegenteiligen Erfolg, nämlich eine soziale Desintegration, nach sich zieht.
5. Für Individuen, deren Sozialisation in der Primärgruppe negativ verlaufen ist, stellt die Wohngemeinschaft eine Möglichkeit einer zweiten besseren Sozialisation dar. Das betreffende Mitglied kann hier Werte und Normen übernehmen und so zu einer verspäteten Reifung gelangen. Sozialisation, ein Fachausdruck, der im soziologischen Sinne die Entwicklung des Individuums unter Betrachtung seiner soziologischen Daten bedeutet, ist von psychologischer Seite her beleuchtet die erworbene Fähigkeit zur Kanalisierung von Triebbedürfnissen zu Gunsten der Erwartungen, die die Gruppe an das Individuum heranträgt und die z.T. mit den Wünschen des Individuums kollidieren müssen. Diese Lenkung der Triebe in bestimmte Bahnen kann unter bestimmten Erziehungs- und Umwelteinflüssen zu einer sinnvollen Sublimierungsform führen.
6. Für den Wunsch, Veränderungen im eigenen Verhalten einzuführen, kann die Gruppe therapeutische Funktion bekommen. Veränderungen können zu vorübergehender Identitätsunsicherheit führen, die durch die Gruppe abgefangen wird, wenn eine Bereitschaft zur gegenseitigen Anerkennung und Hilfe vorliegt.
7. „Bei gezielter Führung entwickelt sich die Kleingruppe zu einem sozialen Haus, in das sich der Verunsicherte und Isolierte flüchten kann.“ (4)
Im idealen Fall wird die Führung an denjenigen delegiert, der für die zu bewältigende Aufgabe am fähigsten erscheint.

Die Führungsrolle würde dann je nach Aufgabenstellung wechseln, damit würde einer Tendenz zu völligem Machtanspruch eines einzelnen über die Gruppe entgegengewirkt werden.

Führung an sich scheint aber unerlässlich zu sein, da die Gruppenmitglieder von selbst dazu neigen, Führer zu ernennen, die dann das Über-Ich der Gruppe repräsentieren.

8. In der Gruppe hat der einzelne die Möglichkeit, seine Meinungen und Ansichten an einer sozialen Realität zu messen (sofern es sich um eine selbstkritische Wg handelt), man könnte diesen Versuch auch den "Trieb nach Selbsteinschätzung" nennen (18).
9. Die Verstärkung des eigenen Ichs erfolgt durch eine Partizipation am Gruppen-Ich. „Die Gruppe liefert dem Individuum Schutz. Sie vermindert Einsamkeit und Verlorenheit. Das Individuum wird durch die Gruppe größer, stärker, klüger“ (24). Diese Polarisierung von Ich und Gruppen-Ich führt zu einem Energie-Zuwachs, spontane Selbststandardisierungen, die sich in Sprache und Kleidung äußern, sind dafür Beweise. !
10. Die sich konstituierende Gruppennorm gibt dem Individuum Halt und schützt vor Unentschlossenheit und Selbstzweifeln. Es vollzieht sich eine "Validierung der eigenen unsicheren Meinung" durch die Gruppe (Leon MANN, 1972).
11. Das Bedürfnis nach Sicherheit und Nestwärme kann durch die Gruppe befriedigt werden. Das zeigt sich darin, daß Wgen eine Zusammensetzung ihrer Mitglieder bevorzugen, die sich in ihren äußeren Daten wie z.B. sozialer Status, Alter oder Lebensanschauung gleichen. Die Gruppe dient hier als Rückzugsort einer als feindlich erlebten Umwelt.
12. Die Gruppe stellt ein Experimentierfeld zur Erlernung von neuen, vielleicht adäquateren Rollen dar; stereotype Rollen und Einstellungen sind oft das Produkt von Angst. In der Wg hat jedes Mitglied die Möglichkeit zu erkennen, ob ihm seine Rolle als angemessen erscheint. Die Gruppe wird zur Projektionsfläche, an der es seine Rollenwünsche erkennen kann. Dieses Schema stellt einen Idealfall dar, indem man voraus-

setzt, daß dem Individuum keine größeren inneren Beschränkungen auferlegt sind, die ihn von wichtigen Erkenntnisprozessen über sich selbst abhalten würden.

5. Negative Bedeutung der Gruppe für das Individuum

Im folgenden Abschnitt wird auf die möglichen negativen Einflüsse der Gruppe auf das gestörte Individuum eingegangen. Durch inadäquate Erwartungen und Fehleinschätzungen der Umwelt derselben, wird die Gruppe zum Instrument der Befriedigung neurotischer Bedürfnisse gemacht.

Die auftauchenden Probleme, die sich aus kollidierenden Bedürfnissen von Seiten der Wg und den darin lebenden gestörten Individuen ergeben, können von unterschiedlichem Ausmaß sein:

1. Die Gruppe wird als Heilmittel gegen Angst erlebt. Die vollkommene Kollektivität ist ein Mittel gegen Lebensangst und birgt die Möglichkeit, Außenverantwortung ablehnen zu können. Individuen mit regressiven Hingabetendenzen scheinen eine besondere Affinität zu Gruppen zu haben. Regression ist hier triebdynamisch durch den Wunsch nach symbiotischer Beziehung zu interpretieren. Alle Konflikte können so vermieden werden, da man fürchtet, diese auf der Erwachsenenenebene nicht miteinander lösen zu können. Die Gruppe soll zur "großen Mutter" werden (24) (RICHTER, H.E., 1972).

Das Leben in einer Gruppe verlangt aber von jedem eine sinnvolle Verteilung zwischen Hingabe- und Selbstbehauptungswünschen. Gelingt es den von der Regression betroffenen Wg-Mitgliedern, diese als solche zu erkennen und gleichzeitig das kindliche Anliegen, so wäre eine Möglichkeit der Überwindung dieser Reifungshemmung gegeben. So bietet die Wg die Möglichkeit an, sich mit eigenen und fremden Beschränkungen und Grenzen auseinanderzusetzen.

Die vollkommene Kollektivität kann zu einer Blockierung jeder

freien Entscheidung der einzelnen werden. Die Mitglieder geben ihre Eigenständigkeit auf, vernachlässigen ihre eigenen Ziele und Möglichkeiten, ohne es selbst richtig zu registrieren.

Oft steht hinter diesem sozialen Suizid das Bedürfnis nach völliger Versorgung durch die anderen, der Wunsch nach Passivität. (Das Aufgeben eigener Ziele zu Gunsten der Gruppenziele tauchte bei den positiven Aspekten ebenfalls auf, dort als soziale Handlungsweise interpretiert).

2. Die Gruppe wird zur großen „Ersatzmutter“, die Geborgenheit, Anerkennung und Sicherheit spendet und zur „väterlichen Ersatzautorität“, die Richtung und Inhalt des Handelns der einzelnen bestimmt.

Diese Betrachtungsweise steht einer Reifung des Individuums entgegen, gewöhnt es an Zustände, die es in einer späteren Umwelt nicht gibt, es bleibt dieser wirklichen Umwelt daher hilflos ausgeliefert und gleichzeitig fixiert an seine paradiesische Hilfs-Umwelt, die die jeweilige Gruppe darstellt.

3. Als Folge der in Punkt 2 genannten Zustände kann eine feindliche Einstellung der Umwelt gegenüber resultieren, dabei dient die Entwicklung der Feindseligkeit nach außen der projektiven Entlastung eigener innerlicher Feindlichkeitstendenzen.

Das Ganze könnte man als „Flucht in die Gruppe“ bezeichnen. Die Motive dafür stammen weitgehend aus einem Unvermögen, mit den bestehenden Umwelтанforderungen fertig zu werden.

„Diese Flucht sieht sich mit dem subbewußten Geltungsanspruch gekoppelt, der den Mangel an mentaler Reife kompensiert“ (1).

Hier wird die Wg zum Refugium, Schutzraum vor einer „bösen“ Außenwelt.

Solche paranoiden Entwicklungen fördern allenfalls die Tendenz zum Sektierertum der Gruppe und tragen nicht zur Einübung kollektiv orientierter Verhaltensweisen bei, da alle Aktionen und Interaktionen auf die Wg beschränkt bleiben. Die Gruppe löst sich so aus einem gesamt-gesellschaftlichen

Kontext, wird zu einer "Insel der Emotionalität"
(RICHTER, H.E., 1972), die Gruppenrealität ist künstlich.

4. Der übertriebene Kollektivismus scheint auch ein Grund für die Kurzlebigkeit und große Fluktuation vieler Wgen zu sein. Oft wird dem Einzelnen zu wenig Intimsphäre und Raum zur freien Entfaltung angeboten. Daraus kann Aggression und völliger Rückzug entstehen.

5. Ein anderes Problem, das sich besonders für den Neurotiker als Symptom seiner Krankheit darstellt, ist die Fixierung, das Festhalten an bestimmten Rollenschemata.

Franziska GRAF bemerkt dazu in ihrem Artikel Lernziel: Wohnen, in dem sie eigene Erfahrungen durch das Leben in einer Wg darstellt:

"So gab es bei uns zeitweilig ganz traditionelle Rollen wie "die Mutter", die für ihre Lieben zuständig war, selbst aber nie der Hilfe bedurfte, oder "das Kind", das unentwegt überwacht werden mußte und sehr viel Nachsicht verlangte, oder "der Sündenbock", der für jeden Gruppenkonflikt die Ursache abgab und so weiter; die Stabilen, die Labilen, die Praktischen, die Intellektuellen - das hat sich geändert, wenn auch langsam und verbunden mit leidvollen Erfahrungen, denn an solche Rollenzuweisungen gewöhnt man sich schnell, an denen hängt man fast, weil sie alles so übersichtlich machen" (14).

Ganz allgemein kann man sagen, daß sich beim Eintritt in eine neue Gruppe das Modell der früheren Sozialbeziehungen wiederholt. Das kann in mehr oder weniger rigider Art und Weise erfolgen. Je stereotyper jemand auf alte Rollen angewiesen ist, je weniger er sich ihrer zu entledigen versteht, als desto neurotischer könnte man ihn bezeichnen.

So ist es leicht verstehbar, daß sich gerade neurotische Menschen in Gruppen darüber beklagen, eine bestimmte Rolle vom Kollektiv zugeordnet bekommen zu haben, aus der sie sich dann nicht mehr befreien können.

Daß sich der einzelne oft selbst in die von ihm als unbehag-

lich beschriebene Rolle hineinmanövriert, ist ihm nicht bewußt, da er einem unbewußten Wiederholungszwang folgt, In den verschiedenen Gruppen wird er immer aus der Befriedigung der im Wiederholungszwang gewährten infantilen Bedürfnisse bestrebt sein, für sich die gleiche psychologische Situation herzustellen, damit keine wirkliche Änderung der inneren Struktur erfolgen muß.

Die äußere Realität kann als genau das Gegenteil erscheinen. Es imponiert als große Flexibilität, wenn jemand z.B. von einer Gruppe in die nächste scheinbar mühelos überzuwechseln vermag, dem liegt jedoch kein Lernvorgang sondern eine intensive Abwehr aller Veränderungsmöglichkeiten zugrunde, so progressiv dieses Wechselverhalten auch erscheinen mag, seine psychologische Tendenz ist in Wirklichkeit regressiv, da gerade Bindung und Auseinandersetzung mit konkreten Objekten vermieden werden sollen (10). Der Wiederholungszwang kann in sich verschiedene Komponenten bergen.

6. Die Gruppe kann zum Forum der Machtaustragung, zum Machtinstrument manipuliert werden, um die Dominanzwünsche eines Mitglieds zu befriedigen.

Mehrere Attribute befähigen ein Mitglied, Macht über andere ausüben zu können. „Wenn eine Person die Mittel der Bedürfnisbefriedigung eines anderen kontrolliert, dann besitzt sie Macht über ihn“ (18).

Grundlage der Macht stellt die Zuteilung derjenigen Instanz dar, die denjenigen befähigt, zu bestrafen und zu belohnen. Diese Instanz hat dann Über-Ich-Funktion von der Gruppe übertragen bekommen. Dasjenige Mitglied nimmt eine Sonderstellung ein, ihm werden Rechte und Verschonungen zuteil, die sich aus seiner Funktion ergeben: das Mitglied mit Über-Ich-Funktion wird von den anderen weniger kritisiert und zwar wird der Betreffende umsomehr geschont, desto weniger die Gruppe in Übereinstimmung mit ihren sich selbst auferlegten Zielen, Ich-Idealen bzw. Wir-Idealen lebt.

In solcher Situation beruhigt das strafende Über-Ich das Ich des unter dem Manko der nicht erreichten Ziele Leidenden.

Die Wahl dieses mit Über-Ich-Macht ausgestatteten Mitglieds verläuft nicht zufällig, sondern es wird disponierte Charaktertypen dafür geben, die dann auch die ihnen zugeteilte Machtfülle mißbrauchen zur Befriedigung eigener Dominanzstrebungen. Der Wunsch zur Macht hat starken Ambivalenzcharakter; „je mehr eine Person ihre Wünsche nach Macht auslebt, um so mehr muß sie die Gefühle nach passiver Gefügigkeit verdrängen“ (3).

Nach dieser Auffassung sind zunächst alle Wünsche von einer primären Ambivalenz. Subjektiv erscheint dem einzelnen seine „Interaktionsdimension als persönliches Merkmal“, tatsächlich ist seine Position nur durch „Interaktionen“ festgelegt (3).

Von dieser Betrachtung her ist es zweifelhaft, von Charaktermerkmalen der Gruppenmitglieder zu sprechen, es wäre angebracht, die Determinanten eines Individuums, das sich einer Gruppe anschließen möchte, zu untersuchen: Mit der besonderen Fragestellung, welche Funktion die Gruppe für ihn erhält, welches Ziel er für sich im Auge dabei hat, welche Interaktionsformen er anstrebt und zu welchen Mitgliederkonstellationen er tendiert.

7. Auch das andere Extrem ist möglich: Die Konstellation der Wg kann es mit sich bringen, daß das kranke Individuum die Gruppe zum Exekutor von Strafe und Sadismus manipuliert und so ein Schuld- und Leidensbedürfnis kompensiert. Die anderen werden bloße Objekte der eigenen Ansprüche, werden nur unter dem Blickwinkel der ihnen zugeteilten Funktionen erlebt. Es taucht hier die Gefahr der „Identifikation mit einer Teilperson“ auf (23). Dieser Torso kann erst dann zu einer vollständigen Person werden, wenn komplettierende Bezugspersonen die Fixierung und Identifikation aufrecht erhalten. Diese Interaktions-Rituale zwischen Mitgliedern der Gruppe haben für die Betroffenen den gleichen psychologischen Nutzen, wie er beim Wiederholungszwang beschrieben wurde. In seinem Selbstverständnis wird der einzelne durch soziale Erfahrungen in Gruppen geprägt, soziale Veränderungen und

das Angebot von neuen Rollen werden zunächst mit Angst beantwortet. „Fixierung der informellen Positionen der Partner läßt zwischen ihnen das größte Vertrauen entstehen, führt aber zu einer Starrheit des Systems“, dem sich der Neurotiker dann nur noch schwer entziehen kann (4).

Auch Spannungen und Konflikte zwischen Personen können durch Erteilen und Akzeptieren von Rollenvorschriften entschärft werden. „Anstatt persönliche Konflikte auf sich zu nehmen und zu bearbeiten, tragen die Betroffenen diese in ihre Beziehung zueinander und manipulieren diejenigen zu entschädigenden Ersatzobjekten oder zu narzißtischen Fortsetzungen ihrer selbst“ (23).

8. Einen weiteren Problemkreis stellt die erhöhte Gefahr von Projektionen in Wgen dar. Eigene unakzeptable verdrängte Inhalte werden auf andere projiziert, d.h., daß sie dort übermäßig wahrgenommen, kritisiert und verurteilt werden. Diese Neigung zu Projektionen kann schließlich in der Sündenbock-Strategie Ausdruck finden. Der Rest der Gruppe fühlt sich dann „anders als das von ihm isolierte Opfer“. „Man fühlt sich besser, stärker, gesünder - nämlich weil man die eigenen verleugneten Schuldvorstellungen, Ohnmachts- und Insuffizienzgefühle beim abgegrenzten Mitglied deponiert hat (23).

Diese Beschreibung des Verhaltens wurde von H.E. RICHTER im Zusammenhang mit der „Symptom-neurotischen Familie“ gebraucht, das Phänomen ist in Wgen nachzuweisen. Sucht sich die Gruppe den Sündenbock außerhalb ihrer Grenzen, so wird hiermit gleichzeitig eine Reduktion von internen Gruppenspannungen erreicht.

Die Vermeidung von Neid, Rivalität, Konkurrenz innerhalb der Gruppe kann nur durch eine Identifikation der Wg-Mitglieder untereinander erfolgen.

Diese Identifikation gelingt dann, wenn die Gruppe sich einen gemeinsamen Außenfeind, eine neg. Bezugsgruppe schafft, auf welche dann alle Aggressionen abgeladen werden können.

9. Die strenge Konstitution einer Gruppen-Norm bringt für die Wg-Mitglieder Schwierigkeiten mit sich.

Ist das Individuum schwach, wird es dazu neigen, zu schnell in eine konformistische Haltung zu fallen, sich anzupassen, um der Gruppen-Norm zu entsprechen.

Verlockend scheint auch die Möglichkeit, ein dem Ich-Ideal entsprechendes Bild von sich in der Gruppe aufzubauen, was auch in der allgemeinen Bewertung der anderen hoch eingeschätzt wird, weil es den Kriterien, die die Gruppen-Norm ausmachen, entspricht.

Das führt zu einer Verfälschung der Persönlichkeit, die nur durch Bestätigung der Gruppe aufrechterhalten wird und so gruppenspezifisch fixiert bleibt. „Je stärker die Forderung des Ich-Ideals von einem kollektiven Ideal perfektioniert erhoben wird, desto bedrückender muß sich dieser ohnehin aus der Kindheit gegebene und andauernde Konflikt zwischen Real-Ich und Ich-Ideal in Individuen abbilden“ (10).

Das ist ein moralischer Konflikt, da das reale Ich eine mangelnde Übereinstimmung mit den geforderten Idealnormen als eigene Schwäche erfährt und mit Schuld- und Insuffizienzgefühlen reagiert.

10. In vielen Wgen steht die „politische Arbeit“ stark im Vordergrund. Oft ist der sichtbare Erfolg dieser Aktivitäten minimal, so daß sich die Frage aufwirft, welchen Gewinn der einzelne aus dem politischen Anspruch zieht.

Gemeinsame Ideale und Ziele schaffen eine Atmosphäre der Identifikation miteinander. Da dieser kindliche Wunsch oft nicht offen ausgesprochen wird, vielmehr aggressiv überspielt wird, bietet sich als Ausweg die gemeinsame Aufgabe. Eigene Bedürfnisse und Wünsche werden je nach Zeitströmung mit spezifischen Inhalten versehen, d.h. zur Zeit in den Dienst einer „revolutionären“ Idee gestellt. Diese alleinige Konzentration auf allgemein anerkannte Zielsetzungen (nach außen) verdeckt die unbewußten Hoffnungen auf Erfüllung der eigenen Wünsche, was keine nach Identifikation und Anlehnung.

Auf einen ähnlichen Gesichtspunkt geht Eugen MAHLER ein, indem er psychische Konflikte mit der Hochschulstruktur in Beziehung setzt:

„Die eigenen nicht überwundenen, kindlichen Gefühle und Erwartungen werden zum Teil aggressiv überspielt, zum anderen verleugnet. Die Enttäuschungen der Kindheit, der Schulzeit und schließlich die der Universitätszeit (und nicht zuletzt auch die Enttäuschungen über sich selbst) häufen sich an, so wie auch der unterdrückte, aber dennoch vorhandene Wunsch nach Anlehnung und Identifikationsmöglichkeiten" (15). Eine Ahnung von noch nicht aufgedeckten inneren Vorgängen hatten auch die Kommunisten der K 2, wenn sie in ihrem Selbsterfahrungsbericht auf das Problem des „antiautoritären Kampfes" eingehen:

„Der antiautoritäre Kampf ist auch immer ein Aufstand gegen sich selbst, gegen jenen Teil der „bürgerlichen" Vergangenheit, den man als verinnerlichte Norm, als Lebensgewohnheit, als falsche Individualität mit sich trägt. Die Rebellion gegen die Repräsentanten der Väter führt zu einer schweren Identitäts-Krise, die das Individuum für längere Zeit nur dann aushalten kann, wenn es sich in diesem Kampf gegen sich selbst einer revolutionären Bewegung versichern kann" (9). Die „Bourgeoisie" wird hier als Attribut verwandt zum Aufbau eines Feindschemas, dem der freie „nicht bürgerliche" Mensch in scharfem Kontrast gegenübergestellt wird.

Dieser modische „Klassenkampf" entspricht wohl mehr dem Bedürfnis der einzelnen, sich die Attribute eines „Kämpfers" zuschreiben zu dürfen, als dem eigentlichen Inhalt des Kampfes.

Ein anderer Aspekt, der in diesem Zitat deutlich wird, ist die Funktion der politischen Akzentuierung.

Wenn der Aufstand gegen sich selbst hauptsächlich eine Auflehnung gegen eine „bürgerliche Vergangenheit" bleibt, dann wird er von allen gefordert, betrifft er alle gleichermaßen stark, das führt zu einer starken Solidarität.

Indem man die „falsche Lebensgewohnheit" mit der „falschen

Individualität" gleichsetzt, wird die Lebensgewohnheit per se hochstilisiert.

Und an diesem Punkt der unterschiedlichen Lebensgewohnheiten entzündeten sich auch meist die Wg-Konflikte.

Ein Wg-Mitglied dazu: „Der Terror hat sich an Lebensstilen festgemacht, und das hatte natürlich doch was mit Geld zu tun, aber weniger damit, wieviel der einzelne faktisch zur Verfügung hatte, eher damit, wie er es ausgab, in welcher Art er gelebt hat.“

Über solche Dinge sind dann die Konflikte gelaufen, d.h. man hat sich wechselseitig einen bestimmten Lebensstil vorgeworfen und zwar nach dem Motto: das sind falsche Bedürfnisse, du hast einen bourgeoisen Lebensstil. Kurz, wer andere Bedürfnisse hat, der ist unpolitisch (14).

Einführung neuer Lebensgewohnheiten würde dann automatisch Erwerbung eines neuen Selbstverständnisses gleichkommen.

Die Erwähnung des Begriffes der „Identitätskrise“, die in der Auflehnung gegen die Repräsentanz der Autorität entstehen soll, läßt auf tiefere innerpsychische Konflikte schließen. Konflikte werden aber gleich durch einen Rationalisierungsschritt ausgeschlossen; es heißt, daß es ganz allgemein verständlich und zu fordern sei, daß ein derart unter Druck stehendes Mitglied (bzw. alle Mitglieder) auf Beistand und Solidarität aus den Reihen der politischen Bewegung rechnen könne.

Die persönlichen Konflikte zerfließen so völlig und werden als das Resultat der herrschenden Verhältnisse dargestellt, Lösung der Probleme erfolgt dann nur durch die Schaffung neuer Gesellschaftsstrukturen. Solche politischen Parolen vermögen zumindest eins mit Sicherheit, nämlich von der Bearbeitung konkret auftretender Probleme abzulenken. Eine Gefahr liegt auch in einer starken Über-Identifikation mit einer utopischen Idee, da es im Falle eines Scheiterns der (ganzen) aufgebauten Ideologie zu stark resignativen Haltungen kommen kann.

„Die subjektiv revolutionäre Haltung wird dort objektiv kon-

terrevolutionär, wo sie bei jungen unglücklichen Linken die Hoffnung freisetzt, alle ihre Vorstellungen ließen sich heute erfüllen, alle ihre Leiden heute abschaffen"(22).

Diese Interpretation der Resignation und Depression, die aus den Enttäuschungen entstehen kann, ist in demselben Tenor der totalen Politisierung der persönlichen Bedürfnisse verfaßt. Es bleibt zu hinterfragen, warum sich die Kommunisten der revolutionären Idee so sehr verschrieben haben, wie es möglich war, derart infantile Erwartungshaltungen aufzubauen. Die Primärstörung dieser Individuen läßt sich wahrscheinlich schon zu einem früheren Zeitpunkt nachweisen.

11. Die Befreiung der Sexualität war eine der ersten Forderungen in der Kommune-Bewegung und zweifellos auch die Komponente, über die es in der Öffentlichkeit am meisten Empörung gab. Für die Mitglieder der Wgen war diese Forderung oft undurchführbar, endete im Chaos, im Zerfall der Gruppen, da sich Eifersucht, Minderwertigkeitsgefühle, Trennungsangst einstellten und in verstärktem Maße Konflikte zwischen den einzelnen ausbrachen, die nicht konstruktiv gelöst werden konnten.

Die „sexuelle Revolution“ wird von RICHTER wie folgt kommentiert: In dieser Bewegung steckt sehr viel exhibitionistischer Überkompensation, die ja zum Teil auch deutlich Momente „eines Moralismus mit umgekehrten Vorzeichen“ enthält. Das ist die neue Ideologie eines sexuellen Leistungszwanges. (24)

Den Wert dieser Experimente kann man darin sehen, daß sie gescheitert sind und deutlich gemacht haben, daß verbindliche Zweierbeziehungen trotz aller Gegenvorschriften gesucht werden. Die Verinnerlichung der Sexualerziehung durch die Elterngeneration wirkt stärker als die eigenen promiskuellen Forderungen.

Offen ist die Frage, wie sich die Gruppe zu einem festen Paar in ihrer Gemeinschaft verhält.

Es zeigt sich eine nicht duldende Haltung, wenn sich der folgende nicht seltene Modellfall einstellt, daß das Paar sich in einer Konfliktlage befindet, die für die anderen spürbar wird.

„Anstatt die kooperative Verarbeitung von Konflikten zu unterstützen, kann die Gruppe auch prinzipiell eine Zweier-Beziehung auseinanderreiben oder ihr ein Wiederzusammenfinden erschweren. Sind in einer Gruppe mehrere Mitglieder, die in ihren Paarbeziehungen gescheitert sind und noch in einer gewissen Verbitterung stecken, dann versuchen die Betroffenen gelegentlich unbewußt, anderen das gleiche Schicksal zu bereiten, das ihnen widerfahren ist.

Sie können den Zerfall der eigenen Bindung nur dadurch ertragen, daß sie nicht neidisch auf ein Paar sein müssen, das in ihrer Nachbarschaft ein gutes Einverständnis demonstriert“ (24).

Auch die ungelöste, persistierende ödipale Konstellation erlaubt dem Individuum keine befriedigende reife Zweierbeziehung, so daß es zu verschiedenen Kompensationsformen kommt, auf die im Text noch eingegangen wird.

12. In den Wgen hat sich gezeigt, daß die am strengsten geforderte neue Verhaltensweise, die „freie Kommunikation“, einem bestimmten Zwang untersteht.

Zwar sehen viele die neue Art des Kommunizierens miteinander als wichtigen Bestandteil der Wg, wie sich in einem Zitat eines Mitglieds ausdrückt: „Ein Hauptvorteil des Lebens in einer Wg ist die Erweiterung der Kommunikation“ (26); tatsächlich bereitet die Art des Umgehens miteinander jedoch Schwierigkeiten.

Es fällt auf, daß Wg-Mitglieder sich einen „autoritären Sprachhabitus“ (BERNDT, Heide, 1973) zu eigen gemacht haben. Durch Verwendung eines soziologischen und psychologischen Vokabulars wird die Sprache zum Fachjargon verstümmelt. „Der Jargon liefert Theoriestärke, die dem Vorrat privater Kenntnisse und Anschauungen wie funkelnde Chromleisten aufge-

schraubt werden, ohne die soziale Wahrnehmungsfähigkeit sonderlich zu verändern (6).

Der Effekt dieses Jargons besteht in der Errichtung von Sprachbarrieren gegenüber anders orientierten Individuen und Gruppen.

Die Schlagwort-Kommunikation führt zu einer schnellen Abgrenzung, Verständigung über Grundanschauungen, ist aber in ihrer Struktur repressiv, da sie einen tiefer gehenden Kontakt, die angstfreie Kommunikation, ausschließt.

„Es bleibt bei einem Verstecken hinter Symbolen, die eine bestimmte Interaktion mitbestimmen“ (3).

Der rasch erlernbare Gebrauch von Fachvokabeln verführt jedoch häufiger zur exklusiven Einigung über einen Jargon, als zur Vermittlung von Einsicht in unbekannte gesellschaftliche und menschliche Zusammenhänge, seine „Exklusivität“ hält den Nicht-Eingeweihten fern.

„Theorie erstarrt so zum formelhaft anwendbaren Wissensschatz, an dem teilzuhaben deswegen zu einem Wert wird, weil es dem Individuum eine exklusive Gruppenzugehörigkeit sichert.

Solche Abstützung der wissenschaftlichen Identität erweist sich als autoritätsgebunden, nämlich abhängig von dem jeweiligen Jargon der Gruppe, der autoritär gehandhabt wird und den schwierigen Prozeß der Individuierung, der eigenen Sprachfindung, die allein selbständiges Denken hervorbringt, unterbindet“ (6).

So zeigt sich auch hier deutlich, daß der Kampf gegen Autoritäten, Tradition, Kultur und Historie selbst noch in autoritären Strukturen verhaftet ist und in anderer Form mit dem Anspruch des Elitären zur Statuierung eigener Machtpositionen geführt wird.

II. EIGENE UNTERSUCHUNGEN

=====

1. Begründung für die Untersuchung

In studentischen Kreisen schwankt der prozentuale Anteil derer, die in Wg leben, zwischen 5 und 15 %. Diese Streuung ergibt sich aus den regionalen Unterschieden innerhalb der BRD.

Den Trend zur Wg bestätigt eine Sozialerhebung, die durchschnittliche Wohnverhältnisse von Studenten der Jahre 1967 und 1973 vergleicht. 1967 lebten 36,2 % der Studenten in einer klassisch studentischen Wohnform; d.h. entweder zur Untermiete oder in Studentenheimen. Im Sommer-Semester 1973 war diese Zahl bis auf 25 % gesunken und studentische Wgen gewannen zunehmend an Attraktivität.

Auffällig ist die steigende Zahl seit 1968 und die Tatsache, daß in der Mehrzahl Studenten Interesse an dieser Wohnform zeigen.

Soziale Vorurteile, die am Anfang der Kommunegründungen den Gruppen gegenüber bestanden, haben sich verringert. Heute sind die Wgen weitgehend akzeptiert.

Immer mehr Probleme entstehen aber in den Gruppen selbst, so daß eine genaue Untersuchung dieser Störungen angebracht erscheint.

Es wird in diesem Zusammenhang nicht die Wg als krankmachende Institution angenommen, sondern es besteht die Vermutung, daß neurotisch gestörte Individuen sich vermehrt zu Wgen hingezogen fühlen aus Motiven, die im besonderen untersucht werden sollen.

Zu untersuchen wäre außerdem, wie hoch der Anteil der gestörten Studenten ist, die sich der Wohnform der Wg anschließen und ob eine Besserung ihrer neurotischen Symptomatik in der Gruppe erreicht werden kann.

Es stellt sich die Frage, was die Gestörten von der Wg erwarten und wie sich ihre Gestörtheit in der Gruppe auswirkt.

2. Methodik

In diesem Abschnitt werden die Daten einer eigenen Untersuchung geschildert. Die Methodik gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil besteht aus nicht standardisierten Interviews, die darauf abzielten, Fakten entsprechend einem vorher erstellten Fragenkatalog zu sammeln. Es wurden Interviews an 19 Wg-Mitgliedern durchgeführt. Die Probanden wurden zu einem vorher verabredeten Termin in ihren Wohnungen aufgesucht, wo ein Interview von durchschnittlich 2 Stunden stattfand. Zwei Mitglieder befanden sich zum Zeitpunkt des Interviews in stationärer Aufnahme. In diesen Fällen fand das Gespräch in der Klinik statt.

Der Schwerpunkt des Interviews lag im Erfragen der Motivation, die der Proband für den Einzug in die Wg hatte. Weiterhin wurde erfragt, welchen spezifischen Sozialisationsweg der einzelne erfahren habe, wobei die Betonung dieser Fragestellung darauf lag, herauszufinden, wie der Befragte sein Kontaktverhalten im Elternhaus, während der Schulzeit und im Verlauf seines Studiums einschätze und bewerte. Das Wg-Mitglied sollte dann über Schwierigkeiten berichten, die sich durch das Wg-Leben für ihn ergeben haben, sowie eine Schilderung der Gruppe geben, die über die Art des Zusammenlebens, sowie über die äußeren Daten der Gruppe Aufschluß geben sollte. Hierunter wurden Qualitäten wie Dauer der Wg, Konstanz bzw. Fluktuation der Mitglieder, Gemeinsamkeiten, Ideale und die Form des Gruppenlebens verstanden.

An dieses nicht-standardisierte Interview schloß sich eine Untersuchung an, die aus dem MMPI-Test bestand und einem ergänzenden Katalog, der spezielle Fragen über die Eltern, Geschwister und die Kindheit des Befragten enthielt. In diesem

Fragenkatalog sollten Daten erfaßt werden, die über die persönliche Einschätzung des Pr. banden über seine Stellung im Familienverband informieren sollten. Neurotische Tendenzen wurden hier durch ein spezifisches Antwortmuster auf bestimmte Fragen nachgewiesen.

3. Untersuchungsgut

a) Auswahl

Die Personen, die befragt wurden, lebten oder leben in Wgen. Ein Teil von ihnen befand sich zum Zeitpunkt des Interviews in klinischer Behandlung auf der Psychotherapeutischen Behandlung (2 Patienten), ein anderer Teil (17 Patienten) war im Zeitraum von 1971 - 1973 in der studentischen Beratungsstelle vorstellig geworden. Es handelt sich um eine zufällige Auswahl und um keine repräsentative Stichprobe.

Die Untersuchung hat das Ziel herauszuarbeiten, inwiefern sich die Gestörtheit der Untersuchten innerhalb der Gruppe auswirkt, was die neurotisch gestörten Individuen von dem Wg-Leben erwarten, wie sie die Gruppe erleben und welche neurotischen Fehlhaltungen zu Konflikten mit den anderen Wg-Mitgliedern führen und ihnen selbst einen befriedigenden Kontakt zu den anderen verunmöglichen.

3.b) Tabelle der äußeren Daten

Tabelle 1

Geschlecht	Alter	Studien- fach	Semester- zahl	feste Part- nerbez./verh.	Art der Störung
1. E.A. weiblich	23	Päd.Hoch- schule	7	ja	Depression mit Hyperorexie
2. A.C. männlich	22	Medizin	5	nein	sex. Störungen mit depressiver Symp- tomatik
3. B.S. weiblich	27	Sekretärin an der FU		ja	Kontaktunfähigkeit mit Hyperorexie
4. H.L. weiblich	21	Philosophie Politik	4	nein	depressive Neurose mit Hyperorexie
5. K.U. weiblich	23	Französisch Politik	6	ja	depressive Neurose Kontaktstörungen
6. E.N. weiblich	24	Französisch Slawistik	11	nein	depressive Neurose, Kontakt-u.Arbeits- störungen
7. R.B. weiblich	21	Anglistik Sozialkunde	5	nein	Kontaktstörungen
8. M.P. männlich	23	Publizistik Soziologie	3	nein	Kontaktstörungen und sexuelle Problematik
9. H.U. männlich	33	2.Bildungsweg Sozialwis- senschaft	2	1.Wg ja 2.Wg nein	Kontakt-u.Arbeits- störungen depressive Neurose
10. C.K. weiblich	22	Psychologie	2	nein	depressive Neurose Arbeitsstörungen
11. V.B. weiblich	29	Sozialkunde	3	nein	depressive Neurose Kontaktstörung
12. J.M. weiblich	23	Politologie	6	ja	Kontaktstörungen sexuelle Problematik
13. M.W. männlich	27	VWL	12	nein	depressive Neurose Kontaktstörungen
14. E.S. weiblich	24	2.Bildungsweg Politologie	4	nein	depressive Neurose m Tabl.-u.Alkohol-Abus
15. A.A. männlich	25	Jura	10	nein	Kontaktstörungen sexuelle Probleme
16. T.H. weiblich	20	Medizin	3	nein	depressive Neurose mit Hyperorexie
17. U.B. weiblich	33	2.Bildungsweg Germanistik	4	ja	Depression Partnerproblem
18. Z.D. männlich	28	Medizin	12	ja	Kontaktstörungen
19. P.H. männlich	30	Romanistik	21	nein	depressive Neurose mit sexueller Störung

Tabelle 1

Von den 19 Untersuchten waren 12 weiblich, 7 männlich. Das durchschnittliche Alter lag bei 25,2 Jahren mit einer großen Streubreite von 21 bis zu 33 Jahren.

Bei den Studienfächern fanden wir:

- 1 x die Pädagogische Hochschule,
- 3 x Medizin,
- 3 x Politologie,
- 2 x Romanistik,
- 1 x Anglistik,
- 2 x Sozialwissenschaften,
- 1 x Psychologie,
- 1 x Volkswirtschaftslehre,
- 1 x Jura,
- 1 x Germanistik.

Die bisher absolvierten Studiensemester schwankten von 2 - 21 Semester, es ergab sich eine durchschnittliche Zahl von 6,6 Semestern.

68,3 % der Untersuchten lebte unverheiratet bzw. ohne festen Partner in der Wg.

In der Rubrik: Art der Störung taucht bei 13 von 19 Untersuchten die depressive Neurose auf. Bei 3 von diesen ist eine Hyperorexie nachzuweisen. Bei weiteren 3 findet sich ein Suizid-Versuch.

Bei 6 von 19 Untersuchten stehen Probleme der Partnerbeziehung, sexuelle Probleme und Kontaktstörungen im Vordergrund.

Eine Erläuterung der Tabelle 1 erfolgt in der Darstellung der Interviews (S.124).

4. Interviews

Im folgenden Abschnitt sind die Aufzeichnungen der Interviews wiedergegeben. An jedes Interview, das aus einer kurzen Biographie, einer Schilderung der vorhergehenden Wohnverhältnisse,

einer Darstellung der allgemeinen Problematik des Interviewten sowie seiner Schwierigkeiten in der Wg besteht, schließen sich die Ergebnisse der psychologischen Untersuchung an sowie eine von der Ref. erstellte Epikrise. Diese stellt einen kurzen biographischen Abriß dar, geht auf die Hauptproblematiken des Interviewten ein und stellt das Hauptproblem, das sich für das betreffende Individuum in der Wg ergeben hat, heraus. Hier wird der Versuch unternommen, neurotische Störungen, die im Leben der Befragten eine zentrale Rolle spielten, in Beziehung zu setzen zu Störungen, die in der Wg auftraten.

Interviews 1 - 19:

1. E.A.

weiblich, 23 Jahre alt, Studentin im 7. Semester

Biographische Daten: E. wurde in einer Großstadt in Süddeutschland geboren, der Vater ist selbständiger Kaufmann, die Mutter ist Hausfrau. E. ist die zweitälteste von 5 Geschwistern, sie hat einen älteren Bruder, zwei jüngere Brüder und eine Schwester. Grundschule und Gymnasium absolvierte sie in einer Kleinstadt. Danach wurde sie an der Berliner Universität zugelassen. Seitdem sie in Berlin ist, hat sie in zwei Wgen gelebt (in der ersten ein halbes Jahr, in der zweiten 2 Jahre, lebt noch dort zum Zeitpunkt des Interviews).

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: E. bewertet sich als ruhiges, gehemmtes Kind, sie sei sehr angepaßt an den strengen Erziehungsstil der Eltern gewesen, der mit religiösen Moralvorschriften durchsetzt gewesen sei. Der Vater sei sehr autoritär gewesen, habe die Kinder geschlagen, man habe ihr verboten, bestimmte Freundinnen mit nach Hause zu bringen. Sie habe zu ihrem Vater nie ein gutes Verhältnis gehabt, zur Mutter habe sie versucht einen solchen herzustellen. Innerlich fühle sie sich der Mutter nahe, könne das aber trotzdem vor ihr nie äußern oder zeigen. Sie

habe das Gefühl, daß die Mutter mit ihrem Schicksal als Frau unzufrieden gewesen sei, sich diese Unzufriedenheit auf die Kinder ausgewirkt habe, wohl besonders auf E. selbst. Sie wolle deshalb auf keinen Fall so werden wie die Mutter. Noch mehr habe sie die Mutter darin enttäuscht, daß sie sich der Herrschaft und dem Dominanzstreben des Vaters so passiv untergeordnet habe. Die Ehe sei wohl intakt gewesen, aber es habe eine kühle Atmosphäre geherrscht, beide Elternteile seien leistungsorientiert gewesen, was sie zu ihrem obersten Lebensprinzip erklärten und auch den Kindern vorgeschrieben haben. Der Vater sei als selbständiger Kaufmann viel unterwegs gewesen, habe sich nicht sehr um die Familie gekümmert, diese aber materiell versorgt. Mit ihren Brüdern und der Schwester habe sich E. nie verstanden. Ihr Bruder (+ 1) sei unreif im Verhältnis zu ihr gewesen, auch hätte er nie ein Selbstbewußtsein entwickeln können, hätte sich immer nur bedingungslos den Eltern untergeordnet. Bis zum heutigen Tag wohnt dieser Bruder noch im Hause der Eltern und soll gut mit ihnen auskommen. Er habe nach bestandener Lehre als kaufmännischer Angestellter eine Arbeit in der Heimatstadt der Eltern aufgenommen. Ihr zweiter Bruder (- 1) sei ein ruhiger Typ, gegen diesen habe sie Aversionen wegen seiner körperlichen Schwächlichkeit gehabt. Der Vater habe diesen immer völlig runtergeputzt, ohne daß er sich verteidigen konnte. Er sei aber wegen seiner Zartheit Liebling der Mutter geworden, das habe zu Eifersuchtsgefühlen bei ihr selbst geführt. Ihre Schwester (- 3) sei ein selbstbewußter Typ gewesen, sie sei die einzige der Familie gewesen, die sich gegen den Vater habe auflehnen können. Mit dieser Schwester habe E. ständig ein Zimmer geteilt. Ein Zusammenleben mit ihr sei damals und heute nur so möglich, indem E. völlig zurücksteht und der Schwester alle Rücksichtslosigkeiten nachsieht. Ihr Bruder (- 5) stünde ihr relativ am nächsten. Er habe sie vor einiger Zeit in Berlin besucht, da habe sie eigentlich viel mit ihm reden wollen, auch über die Familie und Kindheit. Sie habe auch vorgehabt, ihm zu raten, möglichst bald auszuziehen, um nicht später ähnliche Schwierigkeiten haben zu müssen, wie sie sie selbst gehabt habe. (Der Bruder sei zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre alt gewesen). Die

Realisierung dieses Plans habe aber nicht geklappt, da beide Geschwister ganz unerwartet sich sehr aggressiv gegeneinander verhielten. E. habe sich außerdem zu diesem Zeitpunkt des Besuchs auf eine Universitäts-Prüfung vorbereiten müssen und habe das Gefühl gehabt, der Bruder nehme das zu wenig zur Kenntnis, lasse sich im Gegenteil noch von ihr bedienen. Sie habe zu sehr „Mutter“ für den Bruder spielen müssen. Den Vorschlägen für seine Zukunft habe er nur mangelhaft Interesse geschenkt.

In der Grundschule sei sie ruhig und unauffällig gewesen, sie habe immer einige Freundinnen gehabt, die meistens tonangebend waren, denen schloß sie sich gern an und fühlte sich durch diese geschützt. Während der Gymnasialzeit habe sie einen Autoritätskonflikt mit einer Lehrerin ausgetragen. In Gegenwart dieser Frau sei sie unfähig gewesen zu arbeiten, sie habe sich immer wie unter Prüfungsstress gefühlt.

Universität: Nach dem Abitur sei sie zunächst an einer west-deutschen Universität zugelassen worden. Sie habe in dieser Zeit zur Untermiete gewohnt und habe wenig Kontakt zu anderen Kommilitonen entwickeln können. Sie habe aber dann bald einen Freund kennengelernt (+ 2), der an derselben Universität studiert habe. Als dieser nach Berlin umgezogen sei, um dort sein Studium fortzusetzen, habe sie sich entschlossen, mitzugehen. Diesen Studienplatzwechsel und die Ankündigung in eine Wohngemeinschaft ziehen zu wollen, mißbilligten ihre Eltern sehr und drohten, die finanzielle Unterstützung in diesem Falle einzustellen. Aber auch sie selbst sei nicht ganz von der Richtigkeit ihres Schrittes überzeugt gewesen. Sie sei schon mit großer Angst in die Wohngemeinschaft eingezogen, da sie Befürchtungen gehabt habe, ihren Freund dort zu verlieren. Ihre Vermutungen seien auch bald bestätigt worden. Der Freund habe sich völlig den anderen angeschlossen und habe E. links liegen lassen. Sie habe sich unter einem gemeinschaftlichen Wohnen eine Gruppe von Gleichaltrigen vorge stellt, die dieselben Probleme haben sollten wie sie, sie daher vollständig verstehen

könnten und ihr helfen sollten, ihre Schwierigkeiten zu überwinden.

Auch habe sie geglaubt, keine Außenkontakte mehr schließen zu müssen, wenn sie in der Gruppe leben würde, zumal ihr Freund auch Mitglied dieser Wg war. Sie selbst habe gehofft, durch die Bestätigung der anderen selbstsicherer und aktiver werden zu können.

Die Realität der Wohngemeinschaft erwies sich als genau das Gegenteil, denn der Leistungsanspruch der Gruppe, der in einer intensiven politischen Arbeit lag, schloß sie von vornherein aus, man habe ihr nur Vorhaltungen wegen ihrer Passivität gemacht. Da sie den Erwartungen der Mitglieder nicht genügen konnte, habe auch ihr Freund bald das Interesse an ihr verloren. Er habe sich völlig den anderen zugewandt, habe nie den Versuch unternommen, ihr Unterstützung anzubieten, wie sie vielleicht den Schritt in das politische Engagement oder auch nur in den normalen Uni-Betrieb hätte schaffen können. Trotz seines Verhaltens habe sie es lange Zeit nicht fertig gebracht, sich von ihm zu trennen, oder aus der Wohngemeinschaft auszuziehen.

Die Wohngemeinschaft habe aus drei männlichen Studenten und einer anderen Studentin außer ihr bestanden. Es existierten insgesamt 2 Wohn- bzw. Schlafräume für die fünf Personen. E. habe diese räumliche Enge als Mangel an Privatsphäre empfunden. Durch die verminderte Rückzugsmöglichkeit seien auch vermehrt Aggressionen um Kleinigkeiten aufgetreten, wie z.B. Streit um Geldausgaben aus der gemeinsamen Haushaltskasse oder Zank um kleine private Gegenstände der einzelnen, die von anderen mitbenutzt wurden, ohne Einverständnis des Besitzers.

Die Wohngemeinschaft war in ihrer Mitgliederzahl lange Zeit konstant. E. und ihr Freund hatten ein anderes Paar, das in eine andere Stadt gezogen war, ersetzt. Die Zusammensetzung der Mitglieder sei während ihres Wohnens dort gleichgeblieben. Da E. schon vorher unter Kontaktarmut und Neigung zu Depressionen gelitten hatte, verstärkte sich diese Tendenz in der Wohngemeinschaft und sie habe sich gegen die anderen völlig abgekapselt.

Sie habe Angst vor der scharfen Kritik der anderen gehabt, die jeglichen Verstehens oder Akzeptierens ihrer Schwächen entbehrte. Sie und ihr Freund seien das einzige Paar der Gemeinschaft gewesen. Die anderen hätten versucht, sie beide noch mehr zu entzweien, als sie es sowieso schon gewesen seien und hätten das einen Beitrag zu E.'s Emanzipation zu einer selbständigen Frau genannt. E. war offensichtlich der Sündenbock der Gruppe, sie paßte nicht in die kollektive Zielvorstellung. Ein Junge der Gruppe habe sich eine autoritäre Stellung verschafft, die von den anderen nicht angefochten wurde, im Gegenteil, er sei in dieser Eigenschaft bestärkt worden. E. sei sehr sehr aggressiv auf diesen Jungen gewesen. Ihre Kritik an ihm sei aber von den anderen ignoriert worden. Diskussionen über Schwierigkeiten seien selten gewesen; wenn sie geführt wurden, dann zur Klärung praktischer Fragen, die dem Haushalt, der Zeiteinteilung für gemeinsame Aufgaben galten. Sie habe eine starke Projektionsneigung unter den Mitgliedern festgestellt, jeder habe versucht, eigene Schwierigkeiten auf andere abzuladen. Die Enttäuschung, die sie in der Wohngemeinschaft erlebt habe, sei groß gewesen, da sie erstens ihre eigene Insuffizienz „bewiesen“ bekommen habe, zweitens den Freund verloren habe, mit dem sie ohne die Wohngemeinschaft ganz gut ausgekommen wäre. Nach einem halben Jahr habe sie sich entschlossen, diese Gruppe zu verlassen.

Danach sei sie mit einer Freundin zusammengezogen, die überraschend einen Studienplatz in Berlin bekommen hatte. Die beiden hätten ein wohngemeinschaftsähnliches Leben mit zwei anderen männlichen Bewohnern des Mietshauses geführt, d.h. es wurde eine gemeinsame Haushaltskasse angelegt, man kam regelmäßig zusammen. Beide Männer seien berufstätig gewesen, der eine verheiratet, aber getrennt lebend von seiner Frau. E.'s Erwartungen an diese Wg seien zu Anfang erfüllt worden, das Zusammenleben sei harmonisch verlaufen. Nach einiger Zeit sei es aber zu einem Konflikt zwischen E. und ihrer Freundin gekommen. E. habe die Freundin um ihren unkomplizierten Kontakt zu den zwei anderen beneidet, sie habe sich „übrerrundet“ gefühlt und habe mit starkem Depressions- und Insuffizienz-Erleben reagiert. Sie bot das Bild einer Hyperorexia-nervosa. In diesem

Zustand habe sie sich völlig von den anderen isoliert. Als sie später doch ein emotionales Verhältnis zu einem der beiden Mitmieter entwickeln konnte, sei es zu intensiven Ängsten gekommen, es könne sich ein ähnlich negatives Abhängigkeitsverhältnis zu diesem Mann entwickeln, wie es zu ihrem ehemaligen Freund entstanden war. Die Beziehung zu ihrer Freundin habe sich immer mehr verschlechtert, nachdem sie mit dem jungen Mann enger befreundet gewesen sei. E. sei jetzt noch weniger bereit gewesen als vorher, der Freundin über ihre Schwierigkeiten zu berichten; da die Spannungen sich steigerten, habe die Freundin sich zu einem Auszug entschlossen. Der Rest der Wg sei weitgehend auseinandergefallen und E. habe sich völlig isoliert gefühlt. In diesem Zustand habe sich ihre Symptomatik deutlich verschlechtert, was sie veranlaßte, die Psychotherapeutische Beratungsstelle aufzusuchen. Sie hatte innerhalb eines Jahres 10 kg zugenommen, außerdem litt sie an Konzentrationsstörungen, die ihr das Studieren unmöglich machten.

Epikrise: Die Symptomatik der Patientin besteht außer in der genannten Hyperorexie und den Konzentrationsstörungen in einer Kontakthemmung. Die Kontaktängste zeigen sich besonders im Verhältnis zu heterosexuellen Partnern, sexuellen Kontakten wird versucht auszuweichen. Ihre Beziehung zu zwei genannten Freunden scheitern, weil sie diese Entwicklung zuläßt. So folgt sie ihrem ersten Freund in eine Wg, obwohl sie vorher Angst hat, er könne sich dort von ihr entfernen.

Als die Situation eintritt, kann E. sich nicht von ihrem Freund lösen, sondern führt in Außenseiterstellung ein Sündenbock-Dasein. Sie scheint hier einem Strafbedürfnis Befriedigung zu verschaffen. Aus den Beschreibungen ihrer Kindheit und der Familienkonstellation geht hervor, daß sie auch hier Außenseiter war, daß sie sich oft aus Angst vor falscher Identifikation mit anderen von diesen ferngehalten hat. Offensichtlich suchte sie eine Identifikationsmöglichkeit mit einem Stärkeren, was sie dann befähigen sollte, sich z.B. gegen den Vater auflehnen zu können. Sie verachtete projektiv die Schwächen ihrer Geschwister und ihrer Mutter dem starken Vater gegenüber.

In ihrer zweiten Beziehung zu einem Freund (+ 10) wiederholt sie eine frühkindliche Konfliktsituation, indem sie mit dem Freund und seiner Frau zusammen für einige Zeit in Westdeutschland lebt. Nach dieser Zeit tritt ihre depressive Symptomatik wieder hervor. Auch in der zweiten Wohngemeinschaft, in der zu Anfang alles zu ihrer Zufriedenheit verläuft, brechen nach einiger Zeit ihre Depressionen wieder auf, in dem Augenblick, in dem die Freundin ihr als Konkurrentin erscheint. Ihre Wünsche nach Zuwendung haben eine orale Komponente. Bei Nichterfüllung ihrer Vorstellung und Wünsche fällt sie offensichtlich in eine Kontakthemmung, wie es sich in den zwei Wg-Experimenten gezeigt hat. Es ist E. auch noch nicht gelungen, sich mit der weiblichen Rolle zu identifizieren. In ihren emotionalen Bedürfnissen erlebt sie sich von beiden Elternteilen abgelehnt, sie scheint diesen Konflikt mit mehreren Bezugspersonen aus den Wgen wiederholt zu haben. E. bietet ein Beispiel für ein Individuum, das in einer Rollenfixierung verhaftet bleibt. Gerade in den Wgen, in denen sich ihr viele Möglichkeiten angeboten haben, mit anderen freier umzugehen, hat sie das Modell ihrer frühen Sozialbeziehungen wiederholt. Obwohl sie andere beschuldigt, sie in diese Position gedrängt zu haben, hat sie selbst nichts zu einer Änderung beigetragen und hat sich immer wieder in die gleiche psychologische Situation hineinmanövriert.

Die Testergebnisse bestätigen den Eindruck, den die Patientin im Interview macht. Sie sprechen für eine depressive Persönlichkeit mit geringem Selbstwertgefühl. Ihre Kontaktbedürfnisse und Kontaktfähigkeit korrelieren nicht, so daß sich daraus eine ständige Frustration ihrer emotionalen Bedürfnisse ergibt. Sie ist ein mehr introvertierter Typ mit einer Neigung zu Psychasthenie.

L. A. C.

männlich, 22 Jahre alt, studiert im 5. Semester Medizin.

Biographische Daten: A. wurde in einer norddeutschen Großstadt

geboren, als Sohn eines Prokuristen und einer Kindergärtnerin. A. hat einen Bruder (- 3).

Grundschule und Gymnasium absolvierte er in seiner Geburtsstadt und wohnte dort bis kurz vor dem Abitur im Haus seiner Eltern. Dann lebte er 1 1/2 Jahre mit einer Freundin in einer Ein-Zimmer-Wohnung. Nach erfolgter Zulassung zum Medizinstudium in Berlin wohnte er zuerst ein Jahr in einem möblierten Zimmer, dann wurde er Mitglied einer neugegründeten Wg, in der er zum Zeitpunkt des Interviews noch lebt.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kinheit und Elternhaus: Bis zur Einschulung habe A. sehr isoliert von anderen Kindern gelebt. Er habe die ganze Zeit mit seinem kleinen Bruder verbracht, mit dem zusammen habe er in Feindschaft zur Umwelt gelebt. Das Verhältnis der Brüder zueinander sei ungleich gewesen; A. habe den Bruder beherrscht, der sich seinen Anweisungen unterzuordnen hatte. Die Beziehungen zu den Eltern empfinde A. nachträglich als harmonisch und normal. Die Grundschulzeit sei komplikationslos verlaufen, er sei ein guter Schüler gewesen und habe schnell Freunde gefunden. Bis zur 9. Klasse habe A. eine durchschnittliche Stellung im Klassenverband gehabt. Zu einem Mitschüler seiner Klasse habe er sich besonders hingezogen gefühlt, weil dieser aktiver als die anderen gewesen sei. In der 10. Klasse habe er begonnen, eine Diskrepanz zwischen sich und den anderen zu empfinden, seit die anderen Jungen sich für Mädchen zu interessieren begannen. Sein Interesse wurde daraufhin auf einen anderen Jungen der Klasse gelenkt, der eine ähnliche Sonderstellung innehatte wie er selbst. Dieser, Sohn eines Musiklehrers, hatte starke musikalische Ambitionen. Diesem Interesse habe sich A. angeschlossen und sei bald sehr gut auf diesem Gebiet gewesen. Durch diese Spezialkenntnisse habe er sich dann seinen Klassenkameraden und seinen Eltern weit überlegen gefühlt. Die Klasse hätte ihn in dieser Zeit „psychisch überholt“, das habe er irgendwie ausgleichen müssen. Von seinem Schulfreund habe er sich jahrelang unterdrückt gefühlt. Der Freund habe schon gefestigtere Lebensanschauungen als er selbst gehabt, das habe ihm seine Überle-

genheit gesichert.

Im Alter von 15 Jahren sei es verstärkt zu Krisen mit den Eltern gekommen; da A. sehr viel gelesen habe und sich auch für politische Schriften interessierte, habe er bald eine bessere Allgemeinbildung als seine Eltern gehabt, wollte sich von diesen dafür auch anerkannt wissen. Die Eltern hätten aber kaum Interesse und noch weniger Anerkennung für seine Erkenntnisse gehabt. In dieser Zeit sei auch die Beziehung zu seinem Bruder noch schlechter geworden als sie vorher schon war. Da der Bruder an den hochtrabenden Gesprächen nicht habe teilnehmen können, sei er in eine „Clownerie“ verfallen oder habe durch unmotivierte Wutausbrüche versucht, auf sich aufmerksam zu machen. Das habe A. sehr lächerlich gefunden und den Bruder auch fühlen lassen. Zum Ende der Gymnasialzeit habe er seine erste Freundin (- 2) kennengelernt, die er völlig dominiert habe. In seinen politischen Zirkeln habe er sich immer schnell zum Redner gemacht und sei bald tonangebend durch seine Gabe, gut diskutieren zu können, gewesen. Viele Beziehungen zu anderen Mitschülern habe er abbrechen müssen, weil diese seine Entwicklungsschritte und Denkmodelle nicht so schnell haben nachvollziehen können.

Wegen einer an sich geringfügigen Auseinandersetzung mit dem Vater über das Übernachten seiner Freundin im Haus der Eltern, sei es bei A. zu einer Kurzschlußhandlung gekommen; er habe die Nerven verloren und habe versucht, sich das Leben zu nehmen. Nach diesem Vorfall habe er sich auch geweigert, sein Abitur zu machen. Daß er sich doch noch überreden ließ, die Schule abzuschließen, führt er auf die überzeugende Persönlichkeit eines Psychiaters und die Lektüre zurück, die er während eines sich an diesen Vorfall anschließenden Krankenhausaufenthaltes las. (Die Lektüre bestand nur aus politischen Schriften). Die Beziehung zu seiner ersten Freundin sei sehr bald in die Brüche gegangen, er habe aber bald ein anderes Mädchen (+ 4) kennengelernt. Diese Beziehung sei sehr nervenaufreibend gewesen, da das Mädchen damals noch verheiratet gewesen sei und A. sie nur selten sehen konnte. Als er überraschend eine Zulassung zum Medizinstudium in Berlin bekommen habe, sei der Plan entstanden,

eine Wg zu gründen. A's Schulfreund, (der ihn lange dominiert hatte) und dessen Freundin lebten schon einige Semester in Berlin zum Studium. Mit diesen beiden wollte A. zusammenziehen, das Projekt sollte später durch mehr Mitglieder ergänzt werden.

A. hatte sich unter einem Zusammenleben eine sehr intensive Beziehung zwischen den Dreien vorgestellt. Sein Ideal war, Bindungen untereinander herzustellen, in denen man fähig sein sollte, die Probleme der anderen wahrzunehmen und auch darauf reagieren zu können. Er habe auch auf Verständnis und Unterstützung für sein spezielles Problem mit seiner Freundin gehofft. Er glaubte so weit zu sein, intensive Kontakte zu den anderen herstellen zu können. Auch wollte er den alten Konflikt zum Freund mit ihm gemeinsam lösen. Er habe den Wunsch gehabt, sich mit diesem über alles auszusprechen.

Einen gemeinsamen Leistungsanspruch habe es in dieser Wg nicht gegeben, da das andere Paar sich völlig abkapselte und keine gemeinsamen Ziele mit A. gesucht habe. Die Struktur der Wg blieb während des Zeitraums von zwei Jahren, in dem A. dort wohnte, konstant. Versuche, A's Freundin, die gelegentlich auch zu längeren Besuchen aus Westdeutschland nach Berlin kam, zu integrieren, scheiterten völlig an der Ignoranz des anderen Paares. Die beiden hätten jede Einmischung in die Probleme anderer abgelehnt. A. habe versucht, Ratschläge von seinem Freund zu bekommen, wie man die Beziehung zu seiner Freundin ändern könnte, damit keiner mehr zu leiden brauche. Zwischen A. und seiner Freundin sei es oft zu lautstarken Szenen und dramatischen Auseinandersetzungen mit Drohungen und Erpressungen auf beiden Seiten gekommen. Das habe das andere Paar der Wg veranlaßt, überhaupt nicht mehr im Haus zu erscheinen, wenn das Mädchen in Berlin war. Diese Abkapselung der beiden habe A. tief enttäuscht. Er habe sich im Gegenteil immer gewünscht, wechselseitig an den Problemen zu partizipieren. Er habe sich durch das Desinteresse seines Freundes an „seinem Fall“ an die Wand gedrängt, in seinen Bedürfnissen frustriert gefühlt. Da es zu keinen offenen Aussprachen zwischen den Wg-Mitgliedern kam,

spielte offensichtlich A's Freundin eine Sündenbock-Rolle, die zur Entlastung der Gruppenspannung diente.

Die Beziehungen der Mitglieder untereinander seien durch unausgesprochene Vorschriften festgelegt gewesen. Jede Abweichung davon wurde durch bestrafenden Rückzug beantwortet. Die Vorschriften seien indirekt durch das dominante Mitglied der Gruppe (A's Freund) festgelegt und kontrolliert worden. A. sei von dem Gemeinschaftsleben vollständig enttäuscht worden, er lebe zwar noch dort, plane aber einen Auszug.

Epikrise:

Die Symptomatik, die A. auch veranlaßte, die Psychotherapeutische Beratungsstelle aufzusuchen, besteht in sexuellen Störungen und zweitweise lang anhaltenden Depressionen. Sein Hauptkonflikt, der sich besonders im Zusammenleben mit den anderen in der Wg gezeigt hat, ist sein übergroßes Bedürfnis nach Kontakt. Seinen Wunsch nach Anlehnung und Zärtlichkeit wehrte er in seiner Kindheit mit übertriebenem Intellektualisieren ab. Sein Intellekt wurde auch ein wichtiges Instrument zur Befriedigung seiner Wünsche nach Anerkennung. Wurde ihm diese Anerkennung nicht zuteil, wie z.B. von Seiten des Vaters vor dem Abitur, so reagierte er mit infantilem Trotz, der sich bis zur Androhung von Selbstmord steigerte. Auch zu seiner zweiten Freundin ist das Verhältnis stark von Demonstrationen seines Leidens bestimmt. Animieren möchte er mit dieser Haltung vor allen Dingen den Freund, zu dem er eine alte Konkurrenzproblematik hat und dessen Anerkennung er besonders sucht. Es erscheint wichtig, darauf hinzuweisen, daß A. schon immer eine enge ambivalente Mutterbindung hatte. Dies spiegelt sich deutlich in seiner Partnerwahl wieder, die im Typ, Beruf und Verhalten dem Mutterbild zu entsprechen scheint. Sein ödipales Schuldgefühl erlebt er (vermutlich) an den Mitgliedern der Wg wieder, d.h. er fordert Bestrafungen und Konflikte regelrecht durch sein Verhalten heraus.

Die Testergebnisse zeigen im MMPI-Profil keine auffällig erhöh-

ten Werte. Die Fragen über die Eltern werden in intellektualistischer Art beantwortet. A. interpretiert seine Aussagen sofort selbst. Viele seiner Gedanken wirken konstruiert, seine Zuversicht, alle Probleme gut allein bewältigen zu können, nachdem ihn die anderen der Wg enttäuscht haben, scheint eine tiefere Depression zu überdecken.

3. B.S.

weiblich, 27 Jahre alt, seit mehreren Jahren als Sekretärin an der FU tätig.

Biographische Daten: B. wurde in einem außereuropäischen Staat geboren, Vater und Mutter hatten eine unterschiedliche Religionszugehörigkeit, der Vater verließ die Familie, als B. zwei Jahre alt war (aus politischen Gründen). B. hat eine Schwester (- 2,5). Für die beiden Kinder mußte die Mutter, von Beruf Kindergärtnerin, allein aufkommen. Während B's Kindheit zog die Familie oft um bis zur Immigration nach Deutschland (B. war zu dem Zeitpunkt 13 Jahre). Die erste Schulzeit absolvierte B. in ihrem Heimatland, später ging sie in Deutschland bis zur Mittleren Reife in die Schule. Danach erlernte sie den Beruf der Kindergärtnerin, in dem sie einige Jahre tätig war, bis sie ihre Stellung aufgab und seitdem als Sekretärin arbeitet. Nach ihrem Auszug von der Mutter lebte sie hauptsächlich zur Untermiete, gemeinsam mit ihrem 7-jährigen unehelichen Sohn. Seit Anfang 1970 bewohnt sie eine 5-Zimmer-Wohnung, in der zeitweise Wgen „aufgebaut“ wurden.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: die Eltern seien ständig auf der Flucht gewesen. B. habe damals schon Beruhigungsmittel benötigt, weil sie ein sehr nervöses Kind gewesen sei. An den Vater habe sie kaum Erinnerungen. Im Alter von 3 Jahren sei sie gemeinsam mit ihrer Schwester für mehrere Jahre in einem Heim untergebracht worden; das Leben dort sei sehr schlecht gewesen, die Kinder seien geprügelt worden. Unter den Kindern habe sie

eine dominante Stellung gehabt, sei immer Anführer gewesen. Die Heimleiterin, die B's Schwester vorzog, habe sie gehaßt und mit allem terrorisieren wollen, was in ihrer Macht stand (Einnässen, Wände beschmieren mit Fäkalien), außerdem habe sie Mordimpulse gegen ihre Schwester gehegt, weil sie es nicht ertragen konnte, nicht die Bevorzugte zu sein.

Die Mutter habe sich wenig um die Kinder gekümmert, sei nicht mal zu den Besuchszeiten gekommen. In der Schule habe B. gute Leistungen gezeigt. Zu einem anderen Mädchen der Klasse habe sie eine sehr enge Beziehung entwickelt, die sie als lesbisch bezeichnet. Schon in dieser frühen Entwicklungsphase seien erste psychische Besonderheiten aufgefallen, wie z.B. Vergiftungsängste der Mutter gegenüber und Depersonalisationserlebnisse. In der späteren Schulzeit sei sie immer dadurch aufgefallen, daß sie genau das Gegenteil von dem gemacht habe, was die anderen gerade taten. Durch ihre Unsportlichkeit und „innere Feigheit“ sei sie eigentlich dazu prädisponiert gewesen, ein Mauerblümchen zu werden, was sie aber durch verbale Aggression und Verbotsübertritte überspielt habe. Ihre frühere Familienkonstellation sieht B. so: Sie selbst sei die Mutter gewesen, ihre Mutter der zu ersetzende Vater und ihre Schwester das gemeinsame Kind. Sie habe sich diese Rolle zugeschrieben, da sie unnatürlich früh zu ernst, zu mutig, zu verständnisvoll und zu konsequent gewesen sei. Ihre Mutter sei Egoistin, das habe sie fasziniert. Später sagt sie, sie glaube, daß man sie selbst nur wegen ihrer weiblichen, mütterlichen Art mögen würde; an sich möchte sie gar nicht erwachsen sein. Damit assoziiere sie Raffinesse; als Kind wäre man frei von Verantwortung, hierin drückt sich ihre Ambivalenz aus. Sie stellt sich entsprechend ihrem Ich-Ideal dar und möchte von den anderen in dieser Rolle bestätigt werden. Die Beziehung zu ihrer Mutter sei „eine einzige Gemeinsamkeit“ gewesen, sie habe der Mutter wohl Konkurrenzängste eingeflößt, als diese älter wurde. Die Mutter habe ihr alles vermiesen wollen, habe ihr ständig vorgehalten, wie schlecht sie sei, und daß sie bloß nicht mit einem unehelichen Kind ankommen solle. Zu ihrer Schwester habe B. wenig Kontakt gehabt, diese sei immer zu ruhig gewesen. Nach einigen Bekannt-

schaften mit Jungen, die zum Teil Enttäuschungen gewesen seien, habe sich bei B. die Idee verfestigt, daß sie in dem Augenblick, wo sie lieben würde, bestraft werden müsse. Eine länger dauernde Beziehung mit einem jungen Mann (+ 4), mit dem sie auch zusammenlebte, blieb unbefriedigend. Sie schildert diesen Freund als völligen Sadisten, das ganze Verhältnis sei sado-masochistisch gewesen, d.h. er habe seine Brutalität ausgelebt und sie habe sich nicht dagegen aufgelehnt, sondern ihn noch durch ihr Verhalten animiert. Sie habe dann einen anderen Mann (+ 2) kennengelernt, mit dem sie sich von Anfang an besser verstanden habe. Dieser sei mehr auf sie eingegangen und wurde sehr schnell von ihr „sadistisch dominiert“. Von diesem Mann bekam sie ein Kind und zog dann mit ihm in eine 5-Zimmer-Wohnung mit der Absicht, eine Wg zu gründen.

B. glaubte, in dieser Wohngemeinschaft besser mit ihrem Freund auskommen zu können. Sie meinte, er allein könne sich nicht gegen sie durchsetzen; sie wolle aber konstruktive Kritik von anderen. Ein Problem habe sich dadurch ergeben, da B. sich nicht entscheiden konnte, wer noch in die Wg einziehen sollte. Während der darauffolgenden Jahre ging sie intensive Beziehungen zu drei anderen Männern ein. Da sie sich nicht zwischen ihnen entscheiden konnte, wohnten zeitweise alle drei in der Wg (ihr Freund lebte ebenfalls dort). Kompliziert wurde die Situation, als noch ein anderes Mädchen mit ihrem Kind in die Wg kam. Dieses wurde von B. als Konkurrentin empfunden und es spielten sich heftige Auseinandersetzungen zwischen den beiden ab. Zum Teil hätten sie sich über banale Probleme des Alltags wie z.B. Fragen der Haushaltsführung oder Kindererziehung gestritten. Im Stillen habe B. sich von dem Mädchen körperlich angezogen gefühlt. Sie habe sie aber sehr kritisiert, habe ihr z.B. vorgeworfen, daß sie den ganzen Tag nur mit sich selbst beschäftigt sei (ähnliches hatte sie ihrer Mutter auch vorgeworfen). Manchmal habe sie sich wegen der geringen intellektuellen Leistungsfähigkeit der Mitbewohnerin geschämt, wenn Freunde zu Besuch kamen (Schamgefühl erscheint in diesem Zusammenhang als inadäquate Reaktion und kann eher als verdrängter homoerotischer

scher Impuls gewertet werden). Sie selbst sei immer bemüht gewesen, ihre autoritäre Stellung, die sie in der Wg hatte, zu behalten. Sie habe immer im Mittelpunkt des Interesses gestanden. B. habe großen Spaß daran gefunden, die Männer gegeneinander auszuspielen. Durch den ständigen Austausch habe sie sie unter Leistungsdruck gesetzt. Sie haben Angst gehabt, der Norm nicht mehr zu entsprechen und dann fallengelassen zu werden. Als die Situation für alle Beteiligten zu schwierig geworden sei, und die vier Männer anfangen, offene Rivalitäten zu entwickeln, habe sie den Vorschlag gemacht, man sollte beraten, was für alle die beste Lösung wäre. Die Unterredung sollte ohne sie stattfinden. Das Ergebnis war, daß man beschloß, Geld zusammenzulegen, um B. einen zweiten Bildungsweg zu ermöglichen. Die anderen hätten sich davon eine Beruhigung ihres unausgeglichene[n] Wesens versprochen (dies ist ein Beispiel für die Theorie, daß ein gemeinsames Projekt Rivalitätsgefühle abbauen kann). Kritik der anderen habe B. noch nie vertragen können. Die mache ihr Angst, minderwertig zu sein, deshalb kritisiere sie zuerst und depotenziiere die anderen. (Das widerspricht ihrem Wunsch, den sie beim Einzug geäußert hat, durch die konstruktive Kritik der anderen etwas lernen zu wollen.) Konkurrenz habe es zwischen allen gegeben. Zwischen Frauen sei ein anderer Kontakt nicht möglich. Zu Männern sei es etwas anderes, von denen erwarte sie, daß sie sie hindern sollen, ihre Dominanzwünsche an ihnen auszuleben. Zu diesem Thema sagt sie selbst: sie komme sich vor, als ob sie andere wie ein Tier in die Enge treibe, Hauptsache, sie habe Recht. Sie spiele die Männer gegenseitig aus, gleichzeitig sei sie unzufrieden darüber, daß sie niemand daran hindere. Sie versuche eben alles allein zu machen, selber zu deuten, unabhängig zu sein, sonst habe sie das Gefühl, „im Dreck zu schwimmen“. Sie habe ein unheimliches Interesse daran gehabt, ihre Umgebung zu verkrüppeln und bewegungsunfähig zu machen mit ihrem „irrsinnigen Theater“.

Epikrise:

B. wird als Patientin auf der Psychotherapeutischen Abteilung

aufgenommen, da sie unter starken Angstzuständen leidet. Ihr Hauptkonflikt liegt in ihrer inneren Kontaktunfähigkeit. Ihr Verhalten anderen gegenüber ist stets ein Kampfverhalten. Ziemlich durchgängig zeigt sich in allen Stadien ihres Lebens die Tendenz, die Dominante in Gruppen zu spielen und diesen Status mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten. Ihre Machtwünsche erlebt sie zum Teil als schlecht, rationalisiert ihr schlechtes Gewissen aber stets dadurch, daß sie sich als vom Schicksal geschlagene Person bezeichnet und empfindet. In der Wg werden ihre Tendenzen ins Extreme gesteigert. Hier wird deutlich, daß sie zu keiner echten Beziehung zu den anderen Wg-Mitgliedern fähig ist. Die Freundin erlebt sie als Repräsentantin der Vergangenheit und wiederholt ihre mißglückte Mutter-Beziehung zu diesem Mädchen. Zu den männlichen Mitgliedern entwickelt sie pseudointensive Kontakte. Durch ihre Unfähigkeit zur Entscheidung und geschicktes Ausspielen der Männer gegeneinander, führt sie die ganze Gruppe in einen chaotischen Zustand. Dieses von ihr inszenierte "Marionettentheater" verschafft ihr Befriedigung durch Dominanz und Zerstörung. Ihre Erwartungen, die sie in die Wohngemeinschaft gesetzt hat, können nur dann erfüllt werden, wenn die anderen sich entsprechend B's neurotischer Bedürftigkeit verhalten, d.h. sich zu Opfern ihrer Machtansprüche manipulieren zu lassen. Da dies nur über einen begrenzten Zeitraum möglich war, ist es bei B. zu Enttäuschungen über die Gruppe gekommen. Ihre Symptomatik, die sich in Form von Depressionen zeigte, verstärkte sich, als die Wg in Gefahr war, sich aufzulösen.

B's psychologische Testbefragungen waren sehr schwierig zu erheben, da sie jede Frage erst kommentierte, bevor sie antwortete. Sie möchte auch hier ihr Streben nach Autarkie demonstrieren. Der MMPI-Test ergab eine auffällige Erhöhung der Skala der Depressivität und Neigung zu sozialer Fehlanpassung. Ihre Aussagen über die Kindheit und das Elternhaus lassen die Vermutung aufkommen, daß es B. nicht immer gelingt, zwischen Realität und Phantasie zu unterscheiden.

4. H.L.

weiblich, 21 Jahre alt, studiert an der Philosophischen Fakultät der FU Berlin.

Biographische Daten: geboren wurde H. in einer Kleinstadt in Westdeutschland als Kind eines Facharbeiters und einer ebenfalls zum Teil berufstätigen Arbeiterin. H. hat einen Halbbruder (+ 8), ein Kind des Vaters aus erster Ehe.

Grundschulzeit und Gymnasium absolvierte H. in ihrem Heimatort bei den Eltern lebend. Danach studierte sie zuerst auf einer Dolmetscherschule am gleichen Ort, dann wechselte sie über auf die Universität, wo sie sich für die Fächer Politologie, Geschichte und Französisch einschrieb. Nach dem Auszug aus dem Elternhaus lebte sie zur Untermiete in einem Haus, in dem noch an andere Studenten untervermietet war.

Später wohnte sie in Westdeutschland mit ihrem Freund in einer 2-Zimmer-Wohnung, in die dann noch ein anderes Paar mit einzieht. Nach einem Studienortwechsel nach Berlin plante sie eine Wg mit Freunden aus ihrer Heimatstadt. Als sich der Plan zerschlägt, zieht sie in eine andere schon bestehende Wg in Berlin mit ein. Dort wohnten insgesamt 9 Personen (5 männlich, 4 weiblich), 3 waren berufstätig, der Rest studierte. Die Wg nahm von Zeit zu Zeit Trebegänger auf und verstand sich dann als „therapeutische Gemeinschaft“.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Bis zur Einschulung habe sie normale Kontakte mit den Nachbarskindern gehabt. Zu ihrem Halbbruder (+ 8) habe schon damals ein schlechtes Verhältnis bestanden. Sie sei eifersüchtig auf die Zuwendung gewesen, die er von ihrer Mutter erfahren habe. Beim Vater habe sie ihn deshalb wegen kleiner Missetaten verpetzt, so daß er Prügel bekam. Die Grundschulzeit sei normal verlaufen. Sie habe gute Leistungen gehabt. Eine Lehrerin habe sie besonders vorgezogen; dies habe ihr Sicherheit in der Klasse verschafft. Besonders hingezogen habe sie sich zu zwei Mädchen in der Klasse gefühlt, deren Eltern auch Arbeiter waren.

Gymnasium: Hier habe sie die „Klassengegensätze“ zum ersten Mal empfunden, es seien ihr die Nachteile bewußt geworden, die sich durch ihre soziale Herkunft aus einer Unterschichtfamilie ergeben hätten. Durch viel Fleiß und gute Leistung habe sie das ausgleichen müssen.

Spannungen zu den Eltern seien das erste Mal zu dem Zeitpunkt aufgetreten, als sie mit Jungen habe ausgehen wollen; der Vater habe alle Kontakte unterbunden, kaputt gemacht. Sie habe damals angefangen, stark unzufrieden mit ihren Eltern zu werden, sie habe sich des Arbeitermilieus geschämt. Da sie sich den Eltern überlegen gefühlt habe, habe sie übermäßige Forderungen an sie gestellt. Tieferen Kontakt habe H. in dieser Zeit nur zu einer Freundin gehabt. Überhaupt seien ihr Beziehungen zu Mädchen das allerwichtigste, ohne sie fühle sie sich unausgefüllt. Wenn eine Freundin sie wegen eines auftauchenden Jungen vernachlässigte, habe sie das ganz besonders getroffen. Sie habe dann immer versucht, einen Pakt mit dem Mädchen gegen den Jungen zu schließen, wenn das nicht gelang, sei sie schrecklich resigniert gewesen. Dazu fällt ihr ein, daß sie in der Kindheit immer das Gefühl gehabt habe, die Mutter wolle gar nicht mit dem Vater schlafen, sondern würde durch dessen rohe Gewalt nur gezwungen werden.

Universität: Die Umstellung von der Mädchenschule zur Uni sei ziemlich groß gewesen. Das erste Semester habe sie in vielen politischen Diskussionen zugehört, aber auch viel mit anderen gefeiert. Sie sei sehr angetan gewesen vom Gruppenleben. Man sei nie allein, in den Gruppen habe sie viele ihrer Probleme mit den anderen besprechen können und habe bemerkt, daß es ihr möglich wurde, Hemmungen abzubauen. Ihr Freund, auch Student, sei sehr „progressiv“ gewesen. Er habe außer ihr noch drei andere Freundinnen gehabt, eine davon war H's eigene Freundin. Er habe von ihr verlangt, daß sie ihren Besitzanspruch an ihn abbauen solle. Theoretisch habe sie das schon in Ordnung gefunden, aber sie habe praktisch doch sehr unter dem Zustand gelitten, zumal sie und ihr Freund im gleichen Haus gewohnt haben und sie so Zeuge seiner Nebenbeziehungen wurde. Das habe sie

dann auch veranlaßt, sich von ihm zu trennen. Danach sei sie sehr depressiv geworden. Sie habe sich allein und isoliert gefühlt und es sei ihr die Oberflächlichkeit aller ihrer Beziehungen aufgefallen, die sie sonst noch pflegte.

Als sie nach Berlin zog, lebte sie zunächst mit Freunden aus ihrer Heimatstadt zusammen, die schon seit einigen Semestern in Berlin studierten (ein Paar). Diese drei wollten zunächst eine Wg gründen, in die dann noch weitere Mitglieder aufgenommen werden sollten. An sich war die Beziehung zu den beiden anderen nicht schlecht, aber scheinbar habe sie dort ihre „ödipalen Konflikte“ wiederholt (das sei ihr in der Analyse klar geworden). Auch hier habe sie eine „Bündnispolitik“ mit dem Mädchen gegen den Jungen angestrebt. Als das nicht klappete, sei sie völlig enttäuscht gewesen. Bald sei ihr klar geworden, daß die beiden andere Vorstellungen von dem Zusammenleben hatten, als sie selbst. Der Junge, der schon eine längere Wg-Zeit hinter sich hatte, war der Ansicht, daß man autonom nebeneinander leben und seine eigenen Probleme möglichst verdrängen sollte. Auf Probleme der anderen wollte er nicht eingehen. H. habe sich unter der Wg etwas ganz anderes vorgestellt. Sie habe sich für die anderen Probleme zuständig befunden und habe gemeint, als Gegenleistung Interesse für ihre Schwierigkeiten erwarten zu dürfen.

Als sie nach dreimonatigem Zusammenleben mit diesem Paar ein Angebot einer anderen Wg bekam, dort einzuziehen, habe sie das wahrgenommen. Die Mitglieder dieser Wg schienen das verwirklicht zu haben, was sie sich unter einer idealen Wg vorgestellt hatte. Die insgesamt 9 Mitglieder deckten alle Kosten aus einer gemeinsamen Kasse, obwohl die einzelnen unterschiedliche Einnahmen hatten. Drei waren berufstätig, zwei andere bekamen Stipendien, wie auch H. selbst, der Rest leistete unregelmäßige Abgaben. In der Wg sollte es keine festen Paarbeziehungen geben. Das eine in der Wg lebende Paar wurde ständig wegen seiner Isolationstendenzen kritisiert. H. sei später aufgefallen, daß

sie diese Kritik besonders vorangetrieben habe und so wieder nach ihrem alten Prinzip gehandelt habe, feste Freundschaften zerstören zu wollen. Sie habe sich aber trotz ihrer Kritik magisch zu dem Paar hingezogen gefühlt. Immer wieder habe sie sich über die Unterordnung des Mädchens unter den Jungen empören müssen (das habe sie auch immer an ihrer Mutter verabscheut, die Unterordnung unter die Autorität des Vaters). Zu zwei männlichen Mitgliedern der Gruppe habe sie für kurze Zeit sexuelle Kontakte aufgenommen, diese seien aber unbefriedigend geblieben. Der eine Junge habe sie zu sehr an ihren Vater erinnert. Der andere habe bald das Interesse an ihr verloren. Durch die sexuellen Querverbindungen, die zwischen allen Mitgliedern für kurze Zeit bestanden, seien alle Verhältnisse plötzlich gespannt gewesen.

Das, was sie am meisten zu Gruppen hingezogen habe, sei die Erwartung gewesen, daß man sie dort akzeptieren und lieben würde. Sie habe gehofft, eine zweite Familie dort zu finden und ihre Hemmungen abbauen zu können. Sie habe erwartet, daß man sich um sie kümmern würde, besonders zu dem Zeitpunkt, als sie in die Klinik mußte. Bei Besuchen aus der Klinik habe sie aber gemerkt, daß sie sich nicht mehr mit jedem einzelnen habe auseinandersetzen können. Ihr seien in dieser Zeit auch eigene verdrängte Wünsche und Ziele klar geworden. Sie habe gemerkt, daß es ihr gar nicht so leicht falle, ihr ganzes Geld in die Kasse zu geben. Manchmal wollte sie sich Sachen ganz allein für sich selbst kaufen, z.B. Schallplatten, das sei von den anderen kritisiert worden. Ihr wurde klar, daß sie sich durch ihre „Großzügigkeit“ eigentlich nur die Sympathie der anderen und eine Gruppenzugehörigkeit habe sichern wollen, ohne wirklich von der Richtigkeit ihres Handelns überzeugt zu sein. Sie habe das Gefühl, daß ihre eigentlichen Probleme durch Wgen nur zeitlich verschoben und nicht aufgehoben werden können, da man sich gegenseitig doch nicht so helfen könne, wie es nach ihrer Idealvorstellung möglich sein sollte. Ein anderer kritischer Punkt seien die unzureichenden Außenkontakte der einzelnen Wg-Mitglieder gewesen. Ein Junge, der besonders schwer Kontakt finden konnte, hatte den Vorschlag gemacht, die Gruppengemeinschaft

durch Wg-Abende zu fördern. Diese Abende seien aber leer und inhaltslos geblieben und es sei aufgefallen, daß man eigentlich wenig gemeinsam habe. H. sei es in der Zwischenzeit klar geworden, daß sie nur dann ihre Probleme überwinden könne, wenn sie versucht, ohne auf die Hilfe der anderen zu hoffen, allein zu leben. Sie habe daher ihren Auszug aus der Wg geplant.

Epikrise:

H. bietet das Bild einer depressiven Neurose. Ihr Hauptkonflikt liegt in ihren übersteigerten Erwartungen, die sie in andere setzt. So erwartet sie Hilfe und Verständnis in den Wgen und ist sehr enttäuscht, daß es solche Ideale dort nicht gibt. Um sich eine Gruppenzugehörigkeit zu sichern, stellt sie viele ihrer eigenen Bedürfnisse zurück. So paßt sie sich ihrem „progressiven“ Freund zunächst an und übernimmt seine Norm-Vorstellungen, weil dieser Anerkennung in den politischen Gruppen genossen habe, denen sie beide angehörten. In der zweiten Wg, in der sie lebt, strebt sie eine sympiotische Beziehung zur Gruppe an, sie fühlt sich „unheimlich wohl“ und geborgen so lange, bis sie feststellt, daß sie durch ihre Konformität eigene Interessen opfert, daß ihr z.B. der auferlegte Gruppenzwang des völligen Konsumverzichts schwerfällt, und daß sie ihre Depressionen und Ängste durch die Gruppe nicht abbauen kann. In der Gruppentherapie sei sie ähnlich enttäuscht worden, auch hier hatte sie Hilfe erwartet, fühle sich aber abgelehnt und ungeliebt.

Der psychologische Befund bestätigt den äußeren Eindruck, den H. im Interview macht. Es handelt sich um eine depressive, introvertierte Persönlichkeit, die an Kontaktstörungen leidet. Bei dem Fragenkomplex über Kindheit und Elternhaus fällt auf, daß H. in übertriebenem Maße auf den sozialen Status des Elternhauses hinweist und viele aufgetretene eigene Schwierigkeiten damit zu erklären versucht, was eher einer Rationalisierung der wirklichen, vor allem ihrer prägenitalen Problematik gleichkommt. Das zeigt sich z.B. darin, daß diese infantilen Wünsche immer wieder an den Personen der Wg verwirklicht werden sollen.

5. K.V.

weiblich, 23 Jahre alt, Studentin an der Philosophischen Fakultät der FU Berlin.

Biographische Daten: K. wurde in einer süddeutschen Großstadt geboren, wuchs nicht bei den Eltern auf, sondern bei der Schwester ihrer Mutter und deren Mann. (Die Mutter wollte das Kind wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht behalten). Sie wohnte bis zum Abitur bei den Pflegeeltern und begann dann in ihrer Geburtsstadt zu studieren. Während der ersten Semester lebte sie weiterhin bei den Pflegeeltern. Nach einem Studienortwechsel nach Berlin zog sie in eine Wg ein auf Vorschlag ihres Freundes, der mit ihr gemeinsam nach Berlin kam. Im Verlauf der nächsten 5 Semester lebte sie in vier unterschiedlichen Wgen.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: K's Kindheit sei normal verlaufen. Die Pflegeeltern, die sehr viel älter als ihre wirklichen Eltern waren (Pflegevater + 52, Pflegemutter + 50), seien sehr nett und liberal gewesen. Geschwister habe sie keine gehabt und habe sich auch keine gewünscht. Die Grundschulzeit sei schwer für sie gewesen. In ihrer Klasse seien fast nur Kinder „reicher Adliger“ gewesen. Denen habe sie nicht näher kommen wollen, so daß sie es vorgezogen habe, allein zu spielen. Die Zeit auf dem Gymnasium sei normal verlaufen. Sie erinnere sich an keinerlei „Gruppenaktivitäten“.

Studium: Der Studienbeginn sei ihr nicht schwer gefallen, sie habe zuerst Kunst studiert und mit Kommilitonen Kontakt gehabt, die in einer „Bohème-Atmosphäre“ gelebt haben. Diese Unbeschwertheit habe sie angesteckt. Intensive Kontakte habe sie nicht entwickeln können, bis sie kurz vor dem Studienortwechsel einen Jungen kennenlernte, mit dem sie über zwei Jahre befreundet blieb. Sie sei mit ihm und einem anderen Paar dann nach Berlin gezogen. Das Verständnis zwischen den beiden Paaren sei schlecht gewesen, weil die anderen zwei „auf Ehepaar mimten“ und sich

völlig isolierten. Sie habe erwartet, über Schwierigkeiten gemeinsam diskutieren zu können und auch eigene Probleme der Partnerbindung anbringen zu dürfen. Enttäuscht sei sie gemeinsam mit ihrem Freund ausgezogen und in eine 2 1/2-Zimmer-Wohnung eingezogen, in der schon vier andere Personen lebten. Das sollte nur eine Übergangszeit sein, bis sich eine größere Wohnung für alle dort Wohnenden beschaffen ließ. Trotz der engen Wohnverhältnisse (zu sechst in 2 1/2 Zimmern) sei das eine sehr schöne Zeit gewesen, alle hätten „aus dem Koffer gelebt“, keiner habe sich zurückziehen können, keiner habe störende Besitzansprüche entwickeln können. Es habe eine große Fluktuation der Mitglieder geherrscht, weil jeder noch Gäste mitbrachte, die kurzfristig dort mitwohnten (zeitweise lebten 10 - 15 Menschen in der Wohnung). Immer sei etwas los gewesen, das habe K. genossen. Als dann die gesuchte größere Wohnung gefunden war, habe man erst 2 Monate dort renovieren müssen. In dieser Zeit seien „sexuelle Querverbindungen“ innerhalb der Gruppe entstanden. Diese Promiskuität habe zu einem Chaos geführt, jeder habe mit jedem Konflikte gehabt, durch die sich nicht entsprechenden Hoffnungen und Erwartungen untereinander. Schon in dieser Zeit (2 Monate) sei die Gruppe völlig zusammengebrochen. Auch habe sich eine „rigide Gruppenform“ entwickelt. Jeder habe sich politisch organisieren müssen. Das führte dazu, daß sich zwei Gruppierungen innerhalb der Wg bildeten, die unterschiedliche politische Auffassungen vertraten. K. habe sich von diesem Anspruch der Gruppe überfordert gefühlt. Sie habe unter der Kritik der anderen gelitten. Auch allgemeine Spannungen innerhalb der Wg haben sie in eine schlechte psychische Verfassung gebracht, in der sie mit psychovegetativen Störungen reagierte: sie hatte vermehrt Herzanfälle. Diese Beschwerden haben sie dann zur Psychotherapeutischen Beratungsstelle geführt.

Hier klagte sie über ihre Ängste, in der Wg keine Beziehung zu den anderen finden zu können, das Gefühl, ständig allein zu sein und sich grundsätzlich von den anderen abgelehnt zu fühlen. Ihre ursprünglichen Erwartungen an eine Wg waren genau das

Gegenteil gewesen. Sie hatte dort lernen wollen, ihre Angst vor fremden Menschen abbauen zu können und habe es fertig bringen wollen, über ihre Probleme offen reden zu können. Im Gegensatz zu ihrem Elternhaus, wo eine „laissez-faire“ Atmosphäre geherrscht habe, habe sie von der Wg erwartet, daß ihr dort Normen und Lebensanschauungen vorgelebt werden sollten, denen sie sich auch anschließen wollte. Sie habe aber gemerkt, daß ihre Ängste und Hemmungen durch das Leben in Wgen nur noch verstärkt wurden, so daß sie nach einer gewissen Zeit immer wieder auszog.

Nach dem Verlassen der zuletzt genannten Wg, die aus 10 Personen bestand und nach 3 Monaten in Auflösung begriffen war, habe sie sich mit dem Freund zusammen entschlossen, ein letztes Wg-Experiment mit Freunden ihres Freundes zu versuchen. Hier habe sich alles sehr zu ihrem Nachteil entwickelt. Ihr Freund sei ihr entfremdet, da er während ihrer Abwesenheit (Klinikaufenthalt) ein Bündnis mit den beiden anderen (1 Mädchen, 1 Junge, beides Studenten) geschlossen habe. Sie hätten „freien Sex“ untereinander proklamiert und K. als verklemmt bezeichnet, da sie nicht mitmachen wollte. In dieser Wg habe sie sich völlig zurückgezogen und von den anderen abgekapselt. Sie habe sich schließlich von ihrem Freund getrennt und plane, mit einem anderen Jungen, den sie erst seit kurzem kennt, dort wieder auszu ziehen. Es habe sich für sie erwiesen, daß die Beziehung zu ihrem Freund, die von Anfang an problematisch gewesen sei, innerhalb der Wgen nicht zu verbessern sei. Sie möchte daher versuchen, alleine oder nur mit einer anderen Person zu leben.

Epikrise:

K. bietet in ihrer Symptomatik das Bild einer depressiven Neurose. Ihre manifesten Kontaktstörungen spiegeln ihr großes Kontaktbedürfnis wieder. Die Beziehung zu Gruppen ist ambivalent, einerseits fürchtet sie Kritik und fühlt, daß alle gegen sie seien, andererseits bietet ihr die Wg für einen gewissen Zeitraum eine nicht zu ersetzende Geborgenheit, weshalb sie auch den Versuch nicht aufgibt, nach einer „idealen“ Gruppe zu suchen.

Offenbar fühlt sie sich dann in einer Gruppe wohl, wenn keine Forderungen an sie gestellt werden, so wie in der Zeit, in der sie mit den vielen Leuten in der kleinen Wohnung gelebt hat. Als die positiv erlebte Euphorie und Zwanglosigkeit dieser Zeit abgelöst wird von Konflikten durch selbstverschuldete Fehler der Gruppe, „bricht“ die Gruppe für sie „zusammen“, d.h. konkrete Auseinandersetzung mit Problemen strebt sie nicht an, alles wird zu belastend für sie. Aggressive Auseinandersetzung beantwortet sie mit Depression und Pückzug. Ihre Erfahrungen in den Wgen haben ihr bewußt werden lassen, daß es keine ideale Gruppe für sie geben kann, was sie aber der Insuffizienz der anderen zuschreibt und nicht ihren überhöhten Erwartungen an dieselben.

Der psychologische Befund ist schwer zu erheben, da K. nicht spontan antwortet, sondern sich alles herausfragen läßt. Ihr Verhalten wirkt mißtrauisch und ängstlich. Die Testergebnisse unterstreichen diesen Eindruck durch einen auffallend hohen Wert zur Depressionsneigung und Introversion. Die Fragen über die Eltern (bzw. Pflegeeltern) werden widersprüchlich beantwortet. Es entsteht der Eindruck, daß K. nicht wagt, ihre Familie zu kritisieren, ähnlich wie sie andere Wg-Mitglieder nur sehr vorsichtig einschätzt. Die Familienatmosphäre, die einerseits von Verwöhnung und überbehütender Fürsorge geprägt war, führte andererseits durch einen Mangel an Identifikationsangeboten (die Pflegeeltern ließen sich mit Onkel und Tante anreden) zu einer Verunsicherung, die schon ungewöhnlich früh in Form von Kontaktstörungen manifest wurde.

6. E.N.

weiblich, 24 Jahre alt, Studentin an der Philosophischen Fakultät der FU Berlin.

Biographische Daten: E. wurde in einer Kleinstadt geboren, ihr Vater ist Richter, ihre Mutter ist nach ebenfalls juristischer Ausbildung als Hausfrau tätig. E. hat eine Schwester (- 5) und

einen Bruder (- 7). Grundschule und Gymnasium absolvierte sie in ihrer Geburtsstadt; mit Studienbeginn zog sie aus der Wohnung der Eltern aus und besuchte für ein Jahr ein studienvorbereitendes Kolleg in einer anderen Stadt. Dort wohnte sie in einem Studentenheim. Nach dieser Kollegzeit begann sie an der Philosophischen Fakultät derselben Stadt zu studieren. Sie ließ sich für die Fächer Psychologie, Romanistik und Slawistik immatrikulieren, hatte aber noch keine genauen Vorstellungen über ihren Berufsweg. Bis sie ihren Studienort nach Berlin verlegte, wohnte sie weiterhin in einem Studentenheim. In Berlin setzte E. ihr Studium fort und wohnte hier zunächst zur Untermiete für 2 Semester. Danach ging sie als Stipendiatin für ein Jahr nach Frankreich, wo sie in einem Mädchenwohnheim untergebracht war. Nach dieser Zeit kehrte sie nach Berlin zurück und gründete mit drei anderen Mädchen eine Wohngemeinschaft (1 der Mädchen war eine engere Freundin).

Einzelne Stadien:

Kindheit und Elternhaus: Die Kindheit sei normal, „also schlecht“ verlaufen. In die Schule sei sie die ersten zwei Jahre gern gegangen, da sie in ihren Lehrer verliebt gewesen sei. Dann hätten die Eltern sie ohne Vorbereitung einfach umgeschult, das hätte für immer das Vertrauen von ihr zu ihnen erschüttert. In der neuen Schule habe es ihr nicht gefallen, das sei eine strenge von Nonnen geleitete Institution gewesen. Sie hätte „keine Lust“ gehabt, sich hier zu integrieren. Von den Eltern habe sie sich abgewandt und habe auch zu den Mitschülern keinen Kontakt haben wollen.

Die Geburt ihrer Schwester sei ihr nicht zum Problem geworden, sie habe sich nur geärgert, daß sie immer auf das jüngere Geschwister aufpassen mußte.

Die Zeit auf dem Gymnasium sei in Bezug auf den Kontakt zu den Eltern ähnlich geblieben, sie habe sich immer noch unverstanden von ihnen gefühlt. Ihre einzige Vertraute sei ein Mädchen ihrer Klasse gewesen, die ihr selbst zum Verwechseln ähnlich gewesen sei.

Mit 17 Jahren habe sie ihren ersten Freund kennengelernt, was aber die intensive Beziehung zu ihrer Freundin nicht beeinflusst habe, Mädchen seien ihr immer wichtigere Bezugspersonen geblieben.

Die Zeit auf dem Kolleg sei schwierig für sie gewesen, hier habe eine kontaktbetonte Atmosphäre geherrscht und die anderen Mitstudenten seien ihr alle viel ungehemmter und freier erschienen. Ein anderer Unterschied, der ihr dort klar geworden sei, schien in der Tatsache zu liegen, daß sie sich weniger für andere interessierte, als die anderen. Sie habe mit Leuten, die anders als sie gewesen seien, nichts anfangen können (E. sucht nach narzißtischen Identifikationsmöglichkeiten).

Universitätszeit: Nach dem Umzug nach Berlin, wo sie zuerst zur Untermiete gewohnt habe, habe sie sich sehr zurückgezogen. Sie habe viel über sich selbst nachgedacht und dabei sei ihr aufgefallen, daß sie die letzten Jahre „zu unreflektiert“ an sich habe vorbeistreichen lassen. Sie habe das Versäumte nachholen wollen und meinte, sich dazu von allen Beziehungen los-sagen zu müssen, um wirklich Klarheit über sich selbst gewinnen zu können (rationalisierte Kontaktstörung). Dieser Isolierungswunsch habe bis in die Zeit des Auslandsaufenthalts hinein gedauert. Sie habe die deutsche Gruppe dort als eine reine Notgemeinschaft empfunden und es als sinnlos angesehen, dort engere Kontakte entstehen zu lassen. Als sie nach Berlin zurückgekommen sei, habe sie geglaubt, allein doch nicht so gut zurechtkommen zu können. Sie habe sich plötzlich vor dem Alleinsein gefürchtet, sie habe auch nicht mehr allein wohnen wollen. Da sie in dieser Zeit unter depressiven Verstimmungen gelitten habe, die mit einer Antriebsschwäche einhergingen, habe sie gehofft, durch die geplante Wg diese Zustände überwinden zu können. Sie habe gewünscht, daß die anderen sie zur Aktivität und zur Arbeit antreiben könnten, daß sie sich angestachelt fühlen würde, einem von der Gruppe geforderten Leistungsanspruch zu genügen. E. habe außerdem geglaubt, daß das Leben in der Gruppe doch mehr das Abbild einer sozialen Wirklichkeit sei als ein Alleinleben, daß, wenn sie allein sei,

sie sich ständig nur entsprechend ihrem Ich-Ideal einschätzen würde. Die korrigierende Überwachung der Gruppe schien ihr unersetzlich.

Die drei Mädchen seien in eine 4-Zimmer-Wohnung gezogen, nachdem eine Wg-Gründung feststand. Nach einiger Zeit des Zusammenlebens sei ihr aufgefallen, daß es doch nicht nur positive Seiten im Gruppenleben gäbe. Ein Mädchen der Wg sei nach etwa halbjährigem Bestehen der Gruppe eine feste Partnerbeziehung zu einem Jungen eingegangen. Dieser Student sei dann bald darauf mit in die Wg eingezogen, was erhebliche Spannungen induziert habe. E. und ihre Freundin hätten das Paar ständig kritisiert und es schließlich so weit gebracht, daß die beiden ausgezogen seien (intensive Abwehr von heterosexuellen Beziehungen). Für das ausgezogene Paar sei ein anderes Mädchen, ebenfalls Studentin, in die Wg eingezogen. E. habe nach einiger Zeit festgestellt, daß die gewünschten intensiven Kontakte und Gespräche zu den anderen nicht zustande gekommen seien, auch ihre Depressionen hätten nicht nachgelassen. Sie habe im Gegenteil bemerkt, daß ihre Spontaneität immer mehr abgenommen habe und daß sie zunehmend zweifelte und verstärkt unfähig gewesen sei, Entscheidungen zu fällen. Sie habe sich auch mit den anderen nie auf einer Stufe empfinden können. In der Wg haben sie die Rolle des zu schonenden „rohen Eies“ eingenommen und habe die anderen durch ihre Launenhaftigkeit z.T. dominiert und tyrannisiert, da ihr die zwei anderen Mädchen diese Sonderstellung uneingeschränkt zugebilligt hätten. E. selbst habe geglaubt, ein Recht auf diese Sonderstellung in der Gruppe zu haben, da sie sensibler gewesen sei (das widerspricht ihrem vorher geäußerten Wunsch, sich entsprechend ihren Grenzen integrieren zu wollen). E. sei diejenige gewesen, die die ganze Wg in eine Isolierung nach außen gedrängt habe, die anderen hätten sich ihr in diesem Punkt untergeordnet. So habe sie Außenkontakte der anderen mißbilligt. Sie habe sich in der Wg wie „zu Hause“ fühlen wollen. Das Gruppenleben habe ihr trotz allem langfristig keine wirkliche Befriedigung verschaffen können. Da auch ihre Arbeitsschwierigkeiten anhielten und die Kontaktstörungen zu heterosexuellen Partnern

schwierig blieben, suchte sie die Psychotherapeutische Beratungsstelle auf.

Langfristig habe sie den Plan, in eine Wg ziehen zu wollen, in der man hauptsächlich gemeinsam arbeitet, d.h., das gleiche Studienfach habe und eine ähnliche Berufszielorientierung. Erst dadurch könnten nach ihrer Meinung persönliche intensive Kontakte entstehen.

Epikrise:

Die Symptomatik besteht bei E. in einer sie selbst einschränkenden Depressivität. Ihr Kontaktverhalten zu heterosexuellen und homosexuellen Partnern entspricht nicht ihren eigenen Idealvorstellungen, aber sie ist nicht in der Lage, dieses Verhalten zu modifizieren. Ihr Hauptkonflikt scheint in ihrer Tendenz zu bestehen, sich eine Sonderstellung in Gruppen verschaffen zu wollen, was sie entweder durch völligen Rückzug, wie sie es in der Schulzeit, der Untermietszeit in Berlin und in Frankreich tat, oder durch Erkämpfen einer durch Privilegien geprägten Rolle erreicht. Sie ist das bevorzugte Kind ihrer Mutter und tonangebendes Mitglied in der Wg. In diesem Verhalten spiegelt sich eine große narzißtische Bedürftigkeit wieder. Kontakt zu anderen ist für sie dann sinnvoll und erstrebenswert, wenn sie sich dadurch bestätigen kann. Die Zeiten, in denen sie sich isoliert hat und unter Kontaktschwäche gelitten hat, bezeichnet sie als von ihr so „gewollt“, was einer rationalisierten Unfähigkeit, Kontakte zu schließen, gleichkommt.

In der Wg, in der vorwiegend nur Mädchen wohnen und in der heterosexuelle Beziehungen allgemein abgelehnt werden (quasi als Gruppenmoral), kommt es bei Konfrontation mit einem festen Partner zu Krisen, die schließlich zur Elimination des Paares führen. E. sieht die Wg als Schutzraum gegen ihre bisher mißglückten heterosexuellen Partnerbeziehungen, weshalb sie auch Außenkontakte der Gruppe blockiert. Trotz all dieser Handlungen, die im Dienst ihrer neurotischen Ökonomie stehen, bleibt ihre Symptomatik der Depression bestehen; sie fühlt sich enttäuscht durch das Gruppenleben.

Die psychologische Untersuchung ist aufgrund E's ausgeprägter Mißtrauenshaltung erschwert. Es scheint, als ob sie hinter jeder Frage etwas vermutet, was gegen sie verwandt werden könnte, so rechtfertigt sie sich schon, ehe sie antwortet. Die Ergebnisse im MMPI-Test weisen soziale Introversionstendenzen und Depressivität nach, die auch in den Stadien ihres Lebens zu erkennen sind. Die Antworten über die Eltern scheinen von grober Rationalisierung durchsetzt zu sein. Sie verurteilt den Vater in gleicher Weise in übertriebenem Maß, wie sie die Mutter idealisiert. Schon die Tatsache, daß E. eine Umschulung als einen nicht mehr aufzulösenden Vertrauensbruch erlebt, läßt auf eine tiefere Kontaktstörung zu den Eltern schließen. Die Mutter habe E. den anderen Geschwistern vorgezogen. Diese enge Mutterbindung sucht sie in späteren Beziehungen zu anderen Mädchen wieder, was sich auch in der Konstellation der Wgen mit nur weiblichen Mitgliedern zeigt.

7. R.B.

weiblich, 21 Jahre alt, Studentin an der FU Berlin in den Fächern Anglistik und Sozialkunde.

Biographische Daten: R. wurde in einer norddeutschen Kleinstadt geboren, der Vater (+ 51) ist Handwerker von Beruf, die Mutter (+ 40) ist Hausfrau. Der Vater ist seit 4 Jahren Rentner. R. hat eine Schwester (- 4) und einen Bruder (- 7). Bis zum Abitur lebte sie in der Heimatstadt bei den Eltern. Danach zog sie in eine andere Stadt um, wo sie ein Jahr lang ein studienvorbereitendes Kolleg besuchte und in einem Wohnheim lebte. Dann wechselte sie den Studienort nach Berlin, immatrikulierte sich für die Fächer Anglistik und Sozialkunde und zog in eine Wg, die aus 2 Jungen und einem anderen Mädchen (alles Studenten) bestand, die gemeinsam eine 4-Zimmer-Wohnung gemietet hatten.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Das Dorf, in dem sie geboren wurde, sei sehr klein gewesen, die ersten Lebensjahre habe sie nur

mit ihren Eltern, ohne Kontakte zu anderen Kindern, verbracht. Bei der Geburt ihrer Schwester (- 4) habe R. starke Eifersuchts-
gefühle entwickelt. Den Verlust an Zuneigung von Seiten der Mutter habe der Vater nicht ausgleichen können, der sich R. in dieser Zeit besonders gewidmet habe. Von anderen Kindern des Dorfes habe sich R. oft verhöhnt gefühlt. Sie sei auch später in der Schule nie beliebt gewesen. Mit ihrer Schwester habe sie sich überhaupt nicht verstanden, die sei scheinheilig und hinterhältig gewesen, da sie sich durch ihre Anschließbarkeit die Sympathien der Eltern gesichert habe. Zärtlichkeiten, besonders vom Vater, habe R. deshalb von vornherein abgewehrt.

Während des Gymnasiums habe sie engere Freundschaften zu anderen Mädchen geschlossen. Die hauptsächliche Attraktion, die von diesen Mädchen ausgegangen sei, war deren Elternhaus. R. habe sich ihrer Arbeiterfamilienherkunft geschämt und habe Reichtum und schöngeistige Neigungen bei den Eltern der Freundinnen geschätzt. Die Mädchen seien auch immer älter und ihr überlegen gewesen. Mit 16 Jahren habe sie wegen eines Tumors am Fuß in ein Krankenhaus gemußt. Diesen Zeitpunkt gibt sie als entscheidenden Wandel in ihrem Verhalten an. Sie habe sich fast vollständig von allen zurückgezogen und habe sich verstärkt isoliert empfunden. Alle ihre Beziehungen habe sie nur noch als oberflächlich erlebt. Auch zu den Eltern sei der Kontakt schlechter geworden, besonders zum Vater, der ihr auch Restriktionen in dieser Zeit auferlegt habe, sich nicht mit Jungen treffen zu dürfen. Zur Schwester habe sie auch weiter ein schlechtes Verhältnis behalten. R. habe diese als rücksichtslos und egoistisch empfunden, die Schwester habe alle Vorteile genutzt. Sie habe mit dieser ein Zimmer teilen müssen, was ihr als besonders große Strafe erschienen sei.

Studienzeit: Nach dem Auszug von zu Hause während der Kollegzeit sei es ihr zum ersten Mal in ihrem Leben möglich gewesen, tiefere Kontakte zu schließen. Sie habe dort auch einen Freund kennengelernt, der ihr sehr wichtig zum Vollzug ihrer „inneren Wandlung“ gewesen sei. Nach einem dreiviertel Jahr sei die

Euphorie aber verschwunden, da ihr Freund sich von ihr abgewandt habe; er habe sich an ihrer Seite zu isoliert gefühlt. Das habe in ihr alte Insuffizienzängste reaktiviert und sie sei in Depressionen verfallen, die in einem Suicidversuch endeten. Sie habe es nicht fertig gebracht, irgendeine andere Beziehung aufzunehmen. Sie habe sich von anderen unverstanden und ungeliebt gefühlt. Das habe sie veranlaßt, das Studium dort abzubrechen und in eine andere Stadt zu gehen, wo sie ein Semester lang studierte. Danach habe sie ihre Ausbildung in Berlin fortgesetzt, weil sie geglaubt habe, im „progressiven“ Berlin eine Wg finden zu können, in der sie die Erlebnisse der vergangenen Zeit verarbeiten könne. Sie habe sich unter einer Wg einen vollständigen Familienersatz vorgestellt, in der Hoffnung, hier ihre Kontaktstörungen abbauen zu können.

Die Wg, in die sie einzog, bestand aus 2 Studenten und 1 Mädchen, das mit einem der beiden Jungen fest befreundet war. Diese Konstellation sei sehr problematisch gewesen, da es ständig Streit zwischen den Partnern des Paares gegeben habe, der sich negativ auf die ganze Gruppe ausgewirkt habe. Nach einem Semester sei der Freund des Mädchens ausgezogen und zwei andere Studenten kamen statt dessen dazu. Seit diesem Zeitpunkt wohnen die vier Mitglieder in einer 3-Zimmer-Wohnung.

Nachdem sie fast vier Semester lang dort gelebt hat, habe sie festgestellt, daß die Erwartungen an die Wg sich nicht erfüllt haben. Das erste Semester sei völlig durch die Probleme des Paares überlagert gewesen. Die beiden hätten ein gutes allgemeines Gruppenverständnis verhindert. Der Junge habe sie mit seinem Starrsinn, besonders in politischen Diskussionen, an ihren Vater erinnert, da habe sie sowieso allergisch reagiert. Als er ausgezogen war, habe R. gemerkt, daß sie auch zu dem zurückgebliebenen Mädchen keine befriedigende Beziehung habe finden können. Sie habe sich von dieser ausgenutzt gefühlt und zu bestimmten Funktionen und Rollen eingeteilt empfunden, z.B. als „Beichtmutter“ oder als „Kaffeeeklatschfreundin“. Eine „echte“ Beziehung hätte es in der ganzen Wg nicht gegeben.

Auch der Einzug der zwei neuen Jungen habe das Klima nicht verändert. Alle Mitglieder hätten weiterhin allergisch aufeinander reagiert. Jeder hätte frühere Kontaktpersonen in den anderen erlebt, das verderbe spontane Beziehungen. Über die Schwierigkeiten sei innerhalb der Gruppe nie gesprochen worden. Austausch von Kritik und Informationen sei immer nur zwischen zwei Personen erfolgt. Die gewünschten Gruppengespräche hätten nicht stattgefunden. R. habe das andere Mädchen sehr wegen ihrer Verwöhntheit und bürgerlichen Herkunft kritisiert und meinte, deshalb keinen Kontakt zu ihr herstellen zu können; sie plädiert daher für einen Auszug dieses Mädchens (Schwesterrivalität).

Epikrise:

R's Symptomatik, die sie auch in die Beratungsstelle führt, äußert sich in Arbeits- und Kontaktstörungen. Ihr Hauptkonflikt liegt in der Diskrepanz der Erwartungen, die sie in die Wg setzt und ihrer eigenen Unfähigkeit, sich diesen entsprechend zu verhalten. So fühlt sie sich aus Schutz- und Sicherheitsbedürfnis zu Gruppen hingezogen, ist aber unfähig, befriedigende Kontakte herzustellen, da sie in den Beziehungen zu den anderen Wg-Mitgliedern zu stark ihre alte Familienkonstellation wiedererlebt. So wird der Freund des Mädchens rausgegrault, weil er sie zu sehr an den Vater erinnert und so wird die Mitbewohnerin als egoistisch und rücksichtslos empfunden, weil diese mit der Schwester gleichgesetzt wird. Das, was sie als „allergische“ Reaktionen bezeichnet, sind die völlig durch die Vergangenheit geprägten Beziehungen. Ihr Wunsch nach Geborgenheit geht nicht in Erfüllung. Das wird nur der Insuffizienz der anderen angelastet. Um die Gruppenspannung zu verringern, ist eine weitere Elimination eines weiteren Wg-Mitgliedes geplant, es wird zum Sündenbock funktionalisiert. R's nicht verarbeiteter Konflikt zur Schwester und die späteren Schwierigkeiten zu dominanten Freundinnen scheinen sich hier zu manifestieren.

Die psychologische Untersuchung ergab das Bild einer überwiegend depressiven Persönlichkeit; die Aussagen, die sie über die Eltern macht, sind von Emotionen überladen. Man hat den

Eindruck, daß E. die Eltern, den Freund, der sie verläßt, die Wg-Mitglieder, die ihren Ansprüchen nicht genügen, für ihre Depressionen und Kontaktstörungen verantwortlich macht.

8. M.P.

männlich, 23 Jahre alt, studiert Publizistik, Soziologie und Politologie seit 3 Semestern an der FU Berlin.

Biographische Daten: M. wurde als Sohn eines selbständigen Kaufmanns in Berlin geboren. Die Mutter arbeitete im Geschäft des Vaters mit. M. ist Einzelkind. Die Grundschule und das Gymnasium besuchte er in Berlin, dann begann er auf Wunsch des Vaters, Chemie zu studieren. Nach 2 Semestern gab er diese Fachrichtung auf und ließ sich an der Philosophischen Fakultät immatrikulieren. Bis zu diesem Zeitpunkt lebt er bei den Eltern. Dann beteiligte er sich an der Gründung einer Wg, in der er über eine Zeit von 3 Semestern bis zum heutigen Tag wohnt.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Die Grundschulzeit sei normal verlaufen, seine Kontakte zu Mitschülern seien gut gewesen. Mit den Eltern sei das schwierig gewesen, sie hätten wohl ständig in halber Trennung gelebt; während der Zeit, als M. zwei bis sechs Jahre alt war, soll die Mutter in einer Klinik gewesen sein, daran würde er sich aber nicht erinnern (es bestehen auch sonst weitgehende Erinnerungslücken für die späteren Jahre). Die Mutter habe ihn stark verwöhnt, habe alle seine Wünsche erfüllt. In der Gymnasialzeit habe er als Außenseiter gegolten. Er habe zwei feste Freunde gehabt, die er schon aus der Grundschule kannte. Lehrer und Schüler hätten ihm „Arroganz“ vorgeworfen, da er sich mehr für ernsthaftere Dinge, wie z.B. Politik und Literatur, interessiert habe.

Studium: Der Studienbeginn sei sehr ernüchternd gewesen, seine Kommilitonen habe er nicht achten können, die seien nur auf ihr Studienfach fixiert gewesen. Er habe einen starken Konkurrenzdruck empfunden. Seine Kontaktstörungen wurden ihm offen-

bar in dem anonymen Vorlesungsbetrieb klar. Er habe sich von einem Studienplatzwechsel eine Verbesserung seiner Kontakte erhofft. Das sei aber nicht eingetreten, aus dieser Enttäuschung heraus habe er beschlossen, in eine Wg zu ziehen, was ihm als Lösung erschien. Der Studienfachwechsel, der in dieselbe Zeit fiel wie der Einzug in die Wg, fand ebenfalls nicht die Zustimmung des Vaters.

In dieser Zeit habe M. unter Störungen gelitten, die sich in Kreislauf-Labilität, sexuellen Störungen und Schlaflosigkeit äußerten. Scheinbar hat er seinen Entwicklungsschritt, den er gegen den Willen des Vaters vollzog, mit Schuldgefühlen erlebt.

Die Wg bestand aus M's ehemaliger Freundin und einem Bekannten des Mädchens. Die Mitgliederzahl sollte im Laufe der Zeit erweitert werden. Jeder hatte ein Zimmer zur Verfügung. Es existierte eine gemeinsame Küche und Wirtschaftskasse. M. erwartete von der Wg, seine Schwierigkeiten mit anderen Menschen abzubauen zu können. Alle drei hätten eigentlich gar keine sehr hochgestochenen Ideal-Vorstellungen vom Gruppenleben gehabt. Die Gemeinsamkeit hätte sich auf Fernsehen, Schachspiel oder einen Kneipenbesuch beschränkt. Schon nach kurzer Zeit habe es aber Streitigkeiten zwischen ihnen gegeben. Niemand habe Lust zur Küchenarbeit gehabt. Jeder habe versucht, die anderen so geschickt wie möglich auszunutzen. M. habe es unheimlich gestört, daß er wegen der anderen seine Tageseinteilung ändern sollte, z.B. habe der andere Junge oft spontan den Einfall gehabt, zu M. ins Zimmer zu kommen, um dort fernzusehen. Das kollidierte mit Plänen, die M. etwa für den Abend gemacht hatte, wie z.B. arbeiten oder lesen. M. habe sich in keiner Weise um die anderen und deren Wünsche kümmern wollen. Oft sei es auch vorgekommen, daß einer der anderen nachts Krach gemacht habe beim Nachhausekommen. M. sei in solchen Augenblicken innerlich sehr aggressiv geworden, da er eigentlich ein Typ sei, der sich am besten fühlt, wenn er sich ungestört zurückziehen kann. Gesprochen wurde über diese Probleme nicht, da M. glaubte, durch seine Kritik einen unsolidarischen Eindruck zu machen.

Seine anfänglichen Versuche, sich integrieren zu wollen, offen zu sein für Gespräche mit anderen, seien sehr bald in das Gegenteil umgeschlagen. Er habe sich völlig abgekapselt von den anderen. Er habe eine ständige Kontrolle durch die anderen empfunden, und er habe sich unter Leistungsdruck gesetzt gefühlt. Ein ähnlicher Zustand, den er seinem Vater gegenüber empfunden hatte. Nach einjährigem Bestehen der Wg sei ihm klar geworden, daß das, was er von den anderen ursprünglich erwartet hatte, nämlich daß sie ihm einen gewissen Halt geben sollten, nicht erfüllt werden konnte.

Epikrise:

M's Symptomatik besteht in Kontakt- und Beziehungsstörungen, die im heterosexuellen Bereich zu sexuellen Störungen geführt haben. Im homosexuellen Bereich entwickelten sich Hemmungen und versteckte Aggressionen. Der Hauptkonflikt, an dem M. leidet, besteht in einer Unfähigkeit, sich integrieren zu können. Schon immer hatte er die Tendenz, sich gegen andere abheben zu wollen. So z.B. in der Schule durch andere Interessen, als seine Mitschüler sie hatten, in der Universität den Kommilitonen gegenüber durch ein Nichtachtenkönnen, weil diese sich „nur für ihr Studium“ interessieren; auch in der Wg, wo er Kontakte eigentlich intensivieren wollte, grenzt er sich deutlich von den anderen ab, weicht jeder intensiven Beziehung und Konkurrenzsituation durch einen Rückzug aus.

Auch scheint er soziale Beziehungen entsprechend seiner Primärgruppe in der Wg zu wiederholen, er fühlt sich kontrolliert wie vom Vater. Seiner Enttäuschung über die eigene Unfähigkeit, Hemmungen abzubauen, gibt er Ausdruck in einer Abwertung der anderen, wenn er meint, diese könnten ihm „sowieso nicht helfen“.

Der psychologische Untersuchungsbefund bestätigt das äußere Bild. Es handelt sich um einen Persönlichkeitstyp, der verstärkt zu sozialer Introversion und Depressivität neigt. Die Fragen über die Eltern können nur ungenügend von ihm beantwortet werden, da erhebliche Erinnerungslücken bestehen. In der Entwicklung spielt offenbar eine sehr enge Mutterbindung eine

Rolle, die auch später durch Eifersucht gegen Freunde der Mutter deutlich wird. Er neigt zur Idealisierung in der Beschreibung seiner Mutter. Zum Vater hat er wenig innerlichen Kontakt, ist aber noch von dessen autoritärem Verhalten geprägt und erlebt Dinge, die er gegen den Wunsch des Vaters tut, mit Schuldgefühlen. Es fällt ihm im allgemeinen schwer, Kritik zu äußern an seinem Vater sowie auch an Mitgliedern der Wg.

Eine Alternative zum Wg-Leben weiß M. im Augenblick nicht zu nennen, deshalb will er nichts an seiner unbefriedigenden Situation ändern.

9. H.V.

männlich, 33 Jahre alt, studiert Sozialwissenschaften seit 2 Semestern.

Biographische Daten: geboren 1941 im Ausland. Vater ist Ingenieur, fiel im Krieg, als H. ein Jahr alt war. Mutter ist ohne Beruf, lebt seit 1945 mit einem anderen Mann zusammen. H. ist Einzelkind. Grundschule und Mittelschule absolvierte er in Süddeutschland. Dann machte er eine dreijährige Lehre in einem technischen Beruf. Daran schloß sich eine Fachausbildung als Industriedesigner an. Während dieser 5 Jahre wohnte er in diversen Untermietszimmern. 1964 heiratete er, lebte dann für 2 Jahre mit seiner Frau und seinem Sohn in einer 3-Zimmer-Wohnung. Nach dieser Zeit plante er mit seiner Familie und einem anderen Paar die Gründung einer Wg. Sie wollten gemeinsam ein Bauernhaus in Süddeutschland kaufen, um dort zu leben. Dieser Abschnitt zog sich über 2 Jahre hin. Danach wurde seine Ehe geschieden. 1972 kam er zum Studium nach Berlin, wo er in eine Wg zog.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: An die frühe Kindheit habe er kaum noch Erinnerungen. Er sei wohl ein typisches Einzelkind gewesen. Kontakte zu anderen Gleichaltrigen seien ihm schwer gefallen. Die Mutter sei überfürsorglich gewesen. Sie habe ihn wohl schon

immer als Ersatz für ihren gefallenen Mann angesehen und nie als Kind behandelt. In der Schule sei er meist brav gewesen, aber mehr aus Angst vor den anderen und den Vorwürfen der Mutter. Gemocht habe ihn die Mutter nie, es sei nur eine formale Erziehungssituation gewesen völlig ohne Emotionen. Er habe die Mutter auch nicht gemocht und seinen Stiefvater noch weniger, vor dem habe er sich innerlich verschlossen.

In der Oberschule sei es ihm schwergefallen, zu seinen Mitschülern Kontakt herzustellen. Es seien zunehmend Beziehungsstörungen aufgetreten. Die oberflächlich gut funktionierende Familiensituation habe H. wohl nur durch entsprechende neurotische Abwehrvorgänge bewältigen können. Seine emotionalen Erwartungen an die Mutter seien völlig enttäuscht worden. Dies spiegelt sich in späteren Beziehungen zu Mädchen wieder, Emotionen hat er nicht an sich herankommen lassen; er habe sich immer nur auf kurze Verhältnisse mit Mädchen eingelassen. Die Mutter habe ihn indirekt noch lange beeinflusst. Er habe sich nicht gegen die von ihr oktroyierten Moralvorstellungen wehren können.

Während seiner Lehrzeit habe er plötzlich ein Interesse an Gruppen entwickelt. Er habe versucht, sich eine dominante Stellung zu verschaffen, so habe er sich z.B. zum Betriebsjugendsprecher wählen lassen. Bis zu seiner Heirat habe er keine intensiven Kontakte zu Mädchen gehabt. In der Ehe habe von Anfang an vieles nicht gestimmt, seine Frau sei zu sehr der Typ gewesen, die sich anklammert. Er habe sich durch sie zu sehr von allen Kontakten abgeschnitten gefühlt, deshalb habe er ihr den Vorschlag gemacht, in eine Wg einzuziehen.

In der entstandenen Wg lebten außer H's Familie zwei andere Ehepaare mit je einem bzw. zwei Kindern. Die Mentalität seiner Frau widersprach eigentlich dem Wg-Leben; sie hatte deshalb auch Angst dort einzuziehen. Aber H. hatte darin die einzige Möglichkeit gesehen, die Ehe zu retten. H. habe sich von einem Gruppenleben eine Aufhebung seiner äußeren und inneren Isolation versprochen.

Beim Einzug hatte man einen Konsensus darüber, daß man prinzipiell die Arbeit sinnvoll auf die Mitglieder verteilen wolle (je nachdem, wieviel andere äußere Belastungen jeder hatte), man wollte allen sich entwickelnden Beziehungen innerhalb der Wg frei und spontan gegenüberstehen, die Ehen sollten aber wichtigster Bestandteil und Bezugspunkt der einzelnen Mitglieder bleiben. Im Zusammenleben seien bald große Schwierigkeiten aufgetreten, da sexuelle Querverbindungen entstanden seien und sich daraus eine Reihe von Enttäuschungen und Racheaktionen ergeben hätten. Es sei „zum Psycho-Terror“ gekommen, da jeder die Schwächen des anderen kennengelernt und ausgenutzt hätte. H's Frau habe sich bald intensiv einem anderen Mann der Wg zugewandt. Dieser hatte eine dominante Stellung in der Gruppe und sei so etwas wie eine Gruppenautorität gewesen. Auf diese narzißtische Kränkung konnte H. nur noch mit Scheidung reagieren, zumal er anderen Frauen gegenüber sich zu einem sexuellen Kontakt unfähig gefühlt habe. Er habe die Wg verlassen, da ihm an einer Intensivierung der Kontakte zu den anderen nichts gelegen habe.

In Berlin habe er die Möglichkeit angeboten bekommen einen Studienplatz wahrzunehmen. Er sei in eine Wg gezogen, die aus fünf Mitgliedern bestand (2 weibliche, 3 männliche Studenten). Durch seine schlechten Erfahrungen in der ersten Wg habe er schon viel von seinen Ideal-Vorstellungen über ein grupnpales Leben aufgegeben gehabt. Zu Anfang habe er gehofft, in Form einer Gruppenanalyse seine Probleme mit lösen zu können. Er habe sich dann auch intensiv den auftretenden Gruppenproblemen gewidmet, die seien ihm noch lieber als seine eigenen Schwierigkeiten. In der Wg habe er ansonsten isoliert gelebt, den anderen stehe er emotional völlig distanziert gegenüber, ließe niemand an sich herankommen. Im Grunde seien alle Wg-Mitglieder resigniert und enttäuscht, aber keiner könne mehr auf den anderen eingehen, es gäbe eben zu viele Grenzen zwischen den einzelnen.

Epikrise:

Die Symptomatik, wegen der H. auch in der Beratungsstelle vorstellig wird, besteht in Kontakt- und Arbeitsstörungen. Sein Hauptkonflikt ist seine unüberwindbare Gefühlsdistanz, die er zu allen Bezugspersonen aufrechterhält. In der Kindheit erklärt er diese Reaktion als Abwehrform gegen die unnahbare Mutter und den an ihm uninteressierten „Onkelvater“. Später wiederholt er diese Art von Beziehungen zu allen Partnern, so auch zu seiner Frau. In den Wgen möchte er lernen, diese Haltung aufzugeben, fällt aber dort noch mehr in sie zurück durch „reale Enttäuschungen“ von den anderen. Seine eigenen Schwierigkeiten projiziert er zum Teil auf die Gruppe, wenn er sagt, alle seien resigniert, alle seien mit Grenzen ausgestattet. Durch Ansprüche anderer fühlt sich H. leicht überfordert, so durch seine Mutter, die von ihm verlangt, er solle den Vater ersetzen, von seiner Frau, die sich „an ihn klammert“, Entscheidungen von ihm erwartet, von den Wg-Mitgliedern, mit deren Problemen er sich auseinandersetzen soll. Probleme möchte er nur im Rahmen von Gruppenanalysen lösen. H. strebt an, in eine größere Wg zu ziehen (mindestens 10 Mitglieder), damit man nicht auf einzelne angewiesen zu sein braucht. Auch hierin zeigt sich seine außergewöhnliche Haltung Kontakten gegenüber: er will sie zwar sicher haben, doch sollen sie ihm emotional nicht zu nahe kommen.

Seine Isolation wird in der Wg nur äußerlich durchbrochen.

Der psychologische Test bestätigt den Eindruck, den H. im Gespräch macht. Es handelt sich um einen stark introvertierten Typ mit depressiven Zügen. Die Antworten über Kindheit und Elternhaus werden mit einer Tendenz zum Selbstmitleid vorgetragen. So spricht er von seiner anfänglich engen Mutterbindung und einer später vollständigen Enttäuschung, alles habe nur nach außen hin funktioniert. So rationalisiert er seine bis heute nicht aufgegebene innere Isolation durch diese Enttäuschung, sicher verbergen sich dahinter auch ödipale Strukturen, ausgelöst durch das Auftreten des Onkels. (Über diesen Vater äußert sich H. sehr negativ). Durch den Wechsel von

einer Wg in die nächste hat H. bisher seine Probleme durch Projektionen nur verdrängen können, ist einer Lösung aber eher ausgewichen.

10. C.K.

weiblich, 22 Jahre alt, studiert Psychologie an der TU Berlin seit 2 Semestern.

Biographische Daten: geboren wurde C. in Norddeutschland. Der Vater ist selbständiger Kaufmann. Die Mutter arbeitet nicht. C. hat 2 Schwestern (+ 2, + 3). Grundschule und Gymnasium absolvierte sie in der Heimatstadt bei den Eltern lebend. Danach zog sie nach Berlin, wo sie zunächst ein Semester Germanistik, Anglistik und Publizistik studierte, danach wechselte sie das Studienfach zur Psychologie. In der ersten Zeit in Berlin wohnte C. mit einer Freundin gemeinsam zur Untermiete. Nach einem Jahr zog sie in eine Wg um, in der noch drei andere Frauen lebten.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Die Kindheit sei normal verlaufen. Im Grundschulalter habe sie wechselnde Beziehungen zu Freundinnen gehabt. Zur älteren Schwester (+ 3) sei der Kontakt gut gewesen, die sei ihr und ihrem Vater ähnlich gewesen, zur anderen Schwester (+ 2), die mehr der Mutter nachschlug, habe sie ein sehr eifersüchtiges Verhältnis gehabt, da diese stark vom Vater vorgezogen wurde. Die Mutter sei ein sensibler Typ gewesen mit künstlerischem Talent. Sie habe unter Nervenzusammenbrüchen gelitten, in denen Aggressionen gegen alle Familienmitglieder zum Vorschein kamen. Diese aggressiven Tendenzen haben offenbar zu einem Bruch innerhalb einer vorher engen Mutterbindung geführt. In der Schule sei sie zuerst lebhaft gewesen, mit 17 Jahren habe sie sich schlagartig zu einem kontaktarmen Wesen entwickelt mit deutlich zu verzeichnendem Leistungsabfall. (Diese Phase korrelierte zeitlich mit einem der Nervenzusammenbrüche der Mutter).

Studium: Seit Studienbeginn leide sie unter verstärkten Depressionen und Kontaktstörungen. Diese manifestieren sich z.T. in einem Gefühl der völligen Unsicherheit in Seminaren und Vorlesungen und zum anderen Teil in einem Scheitern ihrer Partnerbeziehungen. Diese seien nur für kurze Zeit befriedigend, dann käme es immer zum Bruch, da sie ein Widerspruch zwischen intensiven Geborgenheitswünschen und gleichzeitigen Bindungsängsten in Konfliktsituationen bringt. Ihre Freunde hätten sich schnell zu vereinnahmt von ihr gefühlt mit dem Resultat, daß sie sich völlig distanziert hätten. Sie sei Enttäuschungen gewöhnt, erwarte eigentlich gar keine befriedigenden Partnerbeziehungen. Da sie aber sehr ungern allein wohne, der Gedanke versetze sie in Angst und Schrecken, habe sie beschlossen, in eine Wg zu ziehen. Sie habe gehofft, dort ihre Kontaktstörungen und die Scheu vor anderen Menschen überwinden zu können.

Die Wg, in die sie dann zog, bestand aus 3 anderen Personen, der Hauptmieterin (berufstätig) und 2 männlichen Studenten. In dieser Konstellation bestand die Gruppe 2 Jahre lang.

Im Zusammenleben seien erhebliche Schwierigkeiten aufgetreten. Mit der Hauptmieterin verstehe sie sich überhaupt nicht, die sei schizophren und Trinkerin. C. empfinde diese Frau als unberechenbar und aggressiv, wie es ihre Mutter gewesen sei. Außerdem fühle sie sich ständig überwacht von ihr. Mit den anderen zwei Studenten habe sie kaum Kontakt. Der eine redet viel von seinen eigenen Problemen; C. sei aber immer bemüht gewesen, Leute zu finden, mit denen sie über ihre Probleme sprechen könne. Das sei zu keiner Person in der Wg möglich. Alle seien zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Trotz dieser unbefriedigenden Situation in der Wg denke C. nicht daran auszuziehen, sie freue sich über jedes Geräusch in der Wohnung, alleine zu leben, könne sie sich gar nicht vorstellen, da würde sie völlig in Lethargie verfallen. In früheren Phasen von starker Depressivität habe sie viel Alkohol getrunken und ghascht, besonders nachdem ihr Freund sie verlassen habe. Sie glaubt, daß sie durch

die Gruppe auch ohne tiefe Kontakte „vor dem Schlimmsten“ bewahrt wird (Andeutung von Suicidabsichten).

Epikrise:

C. wird in der Psychotherapeutischen Beratungsstelle wegen Arbeits- und Kontaktstörungen vorstellig. Ihr Hauptkonflikt liegt in Beziehungsstörungen, die durch mißlungene Objektbeziehungen zu beiden Elternteilen ausgelöst wurden. So zeigt sich eine frühe ödipale Struktur, Eifersucht auf die Mutter und die der Mutter ähnliche Schwester (+ 2), weil diese vom Vater mehr geliebt wird. Eine anfänglich enge Mutterbindung wird durch die Unverlässlichkeit der Mutter unterbrochen. Sie löst durch Aggressionen und psychische Labilität eine starke Verunsicherung in C. aus (mangelnde Identifikationsmöglichkeit). Aus dieser Unsicherheit ist es ihr noch nicht möglich gewesen, befriedigende Partnerbeziehungen über einen längeren Zeitraum einzugehen. Sie flüchtet sich daher in Wgen, wo sie wenigstens vor dem Alleinsein bewahrt bleibt. In der Gruppe wiederholt sich für sie ihre infantile Familienkonstellation, die Vermieterin wird zur Repräsentanz der Mutter, der andere Student zum Vater, der nur seine eigenen Probleme kennt. Obwohl ihre Erwartungen an die Gruppe in der Realität nicht erfüllt werden, d.h. sie ihre Kontaktscheu in der Gruppe nicht abbauen kann, verharrt sie enttäuscht, weil sie glaubt, allein noch schlechter zurechtzukommen.

Die psychologischen Daten bestätigen das Bild einer ängstlichen depressiven, introvertierten Persönlichkeit. Zu beiden Eltern habe C. keinen inneren Kontakt, zum Vater sei er nie dagewesen, der sei nur seinem Beruf und seinen Problemen nachgegangen, zur Mutter habe eine anfänglich enge Beziehung bestanden, die aber dann nach einem Nervenzusammenbruch der Mutter nicht mehr zustande kam. Damals hatte C. einen „Persönlichkeitswandel“ durchgemacht, dessen Folgen bis zum heutigen Tag fortauern, d.h. sie ist kontaktgestört und fühlt sich bisher unfähig, allein zu leben. C. hat sämtliche Kontakte zu ihrer

Familie abgebrochen. Ein Besuch der Schwester in Berlin hat sie noch für lange Zeit danach in starke Depressionen versetzt.

11. V.B.

weiblich, 29 Jahre alt, studiert seit 3 Semestern Sozialkunde. Biographische Daten: V. wurde in einem norddeutschen Dorf geboren. Ihr Vater ist Arzt, ihre leibliche Mutter arbeitete in der Praxis mit, starb, als V. 19 Jahre alt war; danach heiratete der Vater seine Sprechstundenhilfe. V. hat einen Bruder (+ 1,5). Grundschule und Gymnasium besuchte sie in Norddeutschland in der Kreisstadt. Bis zum Abitur wohnte sie bei den Eltern. Danach studierte sie ein Jahr an der Kunstakademie. Dort wohnte sie zur Untermiete. Sie hatte damals das Berufsziel, Malerin zu werden. Nach einem Jahr zog sie nach Süddeutschland um, wo sie ebenfalls die Kunstakademie besuchte. In den darauffolgenden 5 Jahren lebte sie z.T. in Untermiete, z.T. in Wgen. Seit 3 Semestern ist V. in Berlin, wo sie halbtags an einer Schule Kunst unterrichtet und nebenbei Sozialwissenschaften studiert. Seit dieser Zeit lebt sie in einer Wg mit 4 männlichen und 2 weiblichen Studenten zusammen, die zum großen Teil jünger als sie sind.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Als Kind sei sie nicht sehr kontakt-
freudig gewesen. Mit dem Bruder (+ 1,5) habe es ständig Strei-
tereien gegeben. Dieser sei immer eifersüchtig auf sie gewesen,
da V. schon weiter in ihrer geistigen Entwicklung war. Zu den
Eltern habe so gut wie kein Kontakt bestanden, da beide stark
introvertiert gewesen seien. Die Grundschulzeit sei unerfreu-
lich gewesen. Sie habe sich leistungsmäßig überfordert gefühlt,
Kontakt zu Mitschülern habe es kaum gegeben. Da der Vater ein
angesehener Arzt im Dorf gewesen sei, habe er von den Kindern
verlangt, daß sie nur mit ihnen standesgemäßen Kindern verkeh-
ren sollten. V. habe sich aber gerade zu einem Mädchen hinge-
zogen gefühlt, das diesen Kriterien nicht entsprochen habe.

Dieses Mädchen sei ein uneheliches Kind aus ungeordneten Familienverhältnissen gewesen. Die Beziehung zum Bruder sei immer schlechter geworden.

Auf dem Gymnasium sei alles noch schwieriger geworden, das sei eine katholische Schule gewesen, Lehrer und Schüler seien ihr fast wesensfremd erschienen. Sie sei eine schlechte Schülerin gewesen, es habe ihr Spaß gemacht, sich dem Leistungsprinzip der Eltern zu widersetzen. Als V. 19 Jahre alt war, starb ihre Mutter, danach sei das Verhältnis zum Vater und Bruder kurzzeitig besser geworden. Sie habe sich verantwortlich gefühlt. Als der Vater wieder heiratete, sei es zu einem jähren Abbruch der Beziehungen gekommen.

Studium: Ihre Studienzeit beschreibt sie als bedrückend, ihr Vater habe ständig gedrängt, sie solle das Studium abschließen, da sie sonst zuviel Zeit verträdele. In ihren Beziehungen zu männlichen Partnern habe es große Schwierigkeiten gegeben. Sexuellen Kontakten sei sie bis zum Alter von 25 Jahren ausgewichen, da sie unter starken Schuldgefühlen gelitten habe. Es sei ihr bis heute nicht gelungen, eine Beziehung zu jemandem herzustellen, die sie gleichzeitig geistig und körperlich als befriedigend hätte bezeichnen können. Sexuell hätte sie sich immer nur zu Arbeitern hingezogen gefühlt, mit denen aber ein geistiger Austausch nicht leicht war.

In Süddeutschland, wo sie lange zur Untermiete lebte, habe sie gemerkt, daß sie sich durch ihr Verhalten anderen gegenüber selbst isoliere. Sie sei immer kritisch distanziert und teilnahmslos gewesen. Über diese Isolation sei sie eigentlich unglücklich. Deshalb habe sie beschlossen, in eine Wg zu ziehen.

Die erste Gruppe bestand aus 9 Mitgliedern (5 männlich, 4 weiblich, alles Studenten). Es habe eine große Fluktuation dort geherrscht, oft wohnten Mitglieder nur Wochen dort, dann kamen wieder neue. V. habe den Wunsch gehabt, die Kontakte zu den anderen zu intensivieren, aber sie habe Angst gehabt, daß man

dann sexuelle Forderungen an sie herantragen würde, deshalb habe sie es für sicherer gehalten, Distanz zu wahren. In der Wg wurde sie deshalb als kalt und abweisend eingeschätzt. Die anderen hätten sie gemieden und sie habe nie das Gefühl gehabt, dazu zugehören. Sie habe sich von der Gruppe abgekapselt aber auch darunter gelitten.

Als sie nach bestandener Prüfung als Kunsterzieherin nach Berlin kam, habe sie sich wieder einer Wg angeschlossen. Eine Vollbeschäftigung an der Schule strebe sie nicht an, deshalb unterrichte sie halbtags und studiere nebenbei Soziologie. Die Mitglieder der Wg seien bis auf einen Jungen alle sehr viel jünger als V. Sie fühle sich in vielen Dingen weit voraus, sie dominiere die anderen durch ihr „Mehr“ an Lebenserfahrung; „mit denen könne man gar nicht Probleme diskutieren“, meint sie. Erwartungen an die anderen könne sie durch diese Diskrepanz gar nicht entwickeln, sie fände es lediglich bequem, sich den Haushalt mit anderen zu teilen. Sie glaube, sich gegen sexuelle Forderungen der männlichen Mitglieder durch eine bewußte Abkapselung auch hier schützen zu müssen. Daß die anderen sie wegen ihres starken Rückzugs und ihrer Unnahbarkeit als fremd erleben, fände sie bedauerlich, könne es aber nicht ändern (Identifikation mit dem Vater, wiederholt die Beziehungsstruktur, läßt jetzt die anderen unter ihrer Introversion leiden, so wie sie früher unter dem Verhalten des Vaters gelitten hat). Die Resignation, die sie aufgrund des Gruppenlebens entwickelt hat, ziehe sich über alle anderen Bereiche ihres Lebens hinweg, sie habe zu nichts eine „Motivation“, so sieht sie es als sinnlos an, sich adäquatere Wohngemeinschaftspartner zu suchen oder etwa in ihrem Beruf erfolgreich zu sein, das sei schon wieder „Streß“.

Epikrise:

V. leidet an Arbeits- und Kontaktstörungen. Ihr Hauptkonflikt besteht in der Unfähigkeit, tiefere Kontakte zu anderen herzustellen. Schon sehr früh läßt sich diese Symptomatik nachwei-

sen. Zu ihrem Bruder (+ 2) sei das Verhältnis schlecht gewesen, weil sie ihm voraus gewesen sei. In späteren Lebensabschnitten manövriert sich V. oft in Situationen hinein, in denen sie sich ganz bewußt von den anderen abgrenzen kann. So fühlt sie sich zu Klassenkameraden einer schwächeren sozialen Schicht hingezogen, mit gleicher Motivkonstellation sucht sie sich später Sexualpartner, die der Arbeiterschicht angehören. In der Auswahl der Wgen läßt sich eine ähnliche Tendenz nachweisen. Sie sucht Konstellationen von Mitgliedern, die ihr geistig nicht gewachsen sind und meint dann, mit denen könne man „sowieso nicht reden“. Sie bezeichnet den Personenkreis, den sie sich zum Teil selbst auswählt, als ihr „wesensfremd“. Das war der Fall in der Schulzeit, als sie Mitschüler und Lehrer so empfand und wiederholt sich in den Wgen. Durch diese Disqualifizierung der anderen schafft sie sich eine maximale Absicherung gegen evtl. Wünsche und Forderungen der anderen. Die Kontakte sollen „bequem“ bleiben, d.h. sie möchte eigentlich nichts von sich preisgeben, keine Probleme aufdecken, weder die eigenen, noch die der anderen. Auch rationalisiert sie ihre Distanz zu den anderen, daß sie sich dadurch vor sexuellen Anträgen schützen müsse. Durch die Abwehr, die sie jeder Verantwortlichkeit, sei es in Partnerbeziehungen oder im Berufsleben, entgegenbringt, zögert sie ihr Erwachsenwerden hinaus, was sich auch in dem nochmaligen Studienbeginn zeigt.

Der MMPI-Test, der V. als depressiven und ängstlichen Typ charakterisiert, komplettiert das Bild, das sie bietet. Ihre Eltern beschreibt V. als extrem kontaktschwach. Besonders weist sie auf die ideologische Intoleranz des Vaters hin. V. hat sich scheinbar mehr mit ihrem verschlossenen Vater als mit ihrer gefühlsbetonten Mutter identifiziert. Zu Gefühlsäußerungen zwischen den beiden ist es aber zum ersten Mal nach dem Tod der Mutter gekommen. Zu diesem Zeitpunkt ist offenbar ihr ödipaler Konflikt zum Ausbruch gekommen. Sie habe ihre Kontaktsperre abbauen können. Nach der Wiederheirat hat sich V. aus Enttäuschung völlig zurückgezogen. Ihre enge unbewußte Vaterbindung verunmöglichte jede reife Partnerbeziehung bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt.

12. J.M.

weiblich, 23 Jahre, studiert Politologie seit 6 Semestern.

Biographische Daten: J. wurde in einer norddeutschen Kleinstadt geboren. Der Vater ist Studienrat, die Mutter Medizinisch-technische Assistentin. J. hat drei Geschwister, 2 Brüder (- 2 und - 13) und eine Schwester (- 8). Grundschule und Gymnasium besuchte J. in ihrer Heimatstadt bei den Eltern lebend. Danach zog sie nach Berlin, wo sie das Studium der Politologie begonnen hat. Die ersten zwei Jahre lebte sie in Berlin in einer Wg, seit kurzer Zeit ist sie verheiratet und lebt mit ihrem Mann in einer 2-Zimmer-Wohnung.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Vor der Einschulung habe es schon viel Streit mit dem Bruder (- 2) gegeben. Sie sei sehr eifersüchtig auf ihn gewesen, da er von der Mutter und dem Opa vorgezogen wurde. Er habe viele Vorteile nur deshalb schon gehabt, weil er ein Junge gewesen sei. Dieser Haß auf Männer sei bei J. bis zur Pubertät nicht verschwunden. Zu ihrem Vater habe sie allerdings ein sehr inniges Verhältnis gehabt, er habe sie auch in den ersten Lebensjahren sehr gut versorgt, als die Mutter krank gewesen sei.

In den ersten Schuljahren habe sie gute Leistungen gezeigt, sie bezeichnet sich als ungewöhnlich aner kennungsbedürftig, sie habe immer im Mittelpunkt stehen wollen. Dies habe sie durch eine Überaktivität und viel Energie auch geschafft. Es sei auch ihre Kampfmethod e gegen den stillen, passiven Bruder gewesen.

Auf der Oberschule habe sie auch wieder um eine dominante Stellung in der Klasse gekämpft, zeitweise gegen Rivalen. Da sie in ihrer körperlichen Entwicklung etwas nachgehinkt habe während der Pubertät, habe sie das auszugleichen versucht durch einen intellektuellen Anspruch, den sie repressiv gegen andere anwendete. Dieses Verhalten habe sie auch ihrem Vater gegenüber gehabt. Ihm gegenüber habe sie sich besonders gewünscht, daß

er Zeuge ihrer geistigen Fortschritte werden solle. Später wollte sie ihn überflügeln; als es ihr gelungen war, habe sie ihn das deutlich spüren lassen.

Ein einschneidendes Erlebnis der Kindheit sei der plötzliche Tod ihrer Schwester (- 8) gewesen, als diese vier Jahre alt war. J. habe darüber keine Trauer empfinden können, habe noch nicht einmal Anteilnahme gezeigt.

Bis zur Geburt ihres zweiten Bruders (- 13) habe eine düstere Stimmung im Elternhaus geherrscht. Bei der Erziehung des kleinen Bruders habe J. versucht, aktiv einzugreifen, da sie zu der Zeit gerade an sich selbst die Schäden der falschen Sexualerziehung gespürt habe.

Bis in die Gegenwart habe sie einen regelrechten Abscheu vor der Sexualität. Ihre Beziehungen zu Jungen seien immer nur von kurzer Dauer gewesen. Sie habe den Kontakt immer dann abgebrochen, wenn er anfang sexuell zu werden. Sie rationalisierte dann ihr Tun, indem sie sich einredete, der Entsprechende könnte ihren intellektuellen Ansprüchen nicht genügen. Kurz vor dem Abitur habe sie einen Freund kennengelernt, zu dem sie eine längere Beziehung entwickelt habe. Mit diesem und einem befreundeten Paar sei sie gemeinsam nach Berlin gegangen, mit dem Plan dort eine Wg zu gründen. J. habe schon vor dem Eintritt große Bedenken gegen das Projekt gehabt, da die einzelnen Mitglieder recht differente Anschauungen über das Gruppenleben gehabt haben. Man sei aber das Risiko eingegangen und zu viert in eine 5-Zimmer-Wohnung gezogen. J. habe keine Wunder von der Gruppe erwartet, sie habe aber geglaubt, daß das Leben in einer Wg eine freiere Form der Existenz darstellt. Ihr war vorher klar, daß eine Zweierbeziehung sich immer negativ entwickeln müßte nach einiger Zeit; die Erwartungen der Partner aneinander seien überhöht, so daß es zwangsläufig zu Frustrationen kommen müsse. Aus diesem Grund meinte sie, besser mit ihrem Freund auskommen zu können, wenn sie mit ihm gemeinsam in einer Wg lebte. Sie habe sich bald eine ähnliche Position in der Gruppe erkämpft, wie sie sie in der Schule und im Elternhaus innege-

habt hatte. Sie sei dominantes Mitglied gewesen und habe so etwas wie das „schlechte Gewissen“ der Gruppe dargestellt. Sie habe das Vertrauen aller genossen, kommuniziert wurde hauptsächlich mit ihr, über sie flossen die Informationen weiter zu den anderen. Auch habe man ihre scharfe Kritik gefürchtet und habe sich in allen wesentlichen Fragen nach ihren Vorschlägen gerichtet, dadurch habe sie ihren Freund völlig in den Schatten gestellt. Dieser sei dann eifersüchtig auf die ganze Wg geworden, zumal sie sich ihm sexuell verweigerte und meinte, die Gruppe gehe vor.

Obwohl sich J. in ihrer dominanten Stellung ganz wohl gefühlt habe, habe sie doch gemerkt, daß das allgemeine Verständnis der Mitglieder untereinander sehr schlecht gewesen sei. Über Spannungen und Schwierigkeiten seien keine Gespräche geführt worden. Die Interessen der einzelnen seien bald so auseinandergefallen, daß am Schluß nur noch eine gemeinsame Erledigung und Besprechung der organisatorischen Dinge blieb. Unterschiedliche politische Anschauungen verstärkten die Entfremdung noch weiter. Ein solches Auseinanderfallen der Gruppe habe bei J. zu einer Enttäuschungsreaktion geführt, die sich darin geäußert habe, daß sie sich innerhalb der Wg mit ihrem Freund isolierte. Die anderen haben das als Arroganz und Desinteresse interpretiert; es sei dann zu ständigen Auseinandersetzungen gekommen, so daß J. sich entschlossen habe, ihren Freund zu heiraten, um mit ihm in einer kleineren Wohnung zu leben. Sie gibt an, daß sie nur geheiratet habe, um eine Sozialwohnung zu bekommen. Das Alleinwohnen betrachte sie auch nur als Übergangslösung, sie möchte wieder in eine Wg ziehen, da es verstärkt Probleme mit ihrem Mann gäbe, deren Lösung sie sich durch ein Leben in einer Wg erhofft.

Epikrise:

J's Symptomatik, weshalb sie auch die Beratungsstelle aufsucht, liegt in sexuellen Schwierigkeiten. Ihr Hauptkonflikt ist eine noch nicht genügend verarbeitete Konkurrenzproblematik. Diese

trat zunächst zu ihrem jüngeren Bruder auf, den sie haßte, weil er ein Junge war. Mit dem Vater konkurrierte sie auf geistiger Ebene, wollte ihn überflügeln. Ihren Freund und späteren Ehemann stellt sie durch eine Machtposition innerhalb der Wg „in den Schatten“. Aber auch, als sie allein mit ihm lebt, erschwert ihre Leistungsbezogenheit und ihr Streben nach Dominanz jede echte Partnerbeziehung, so daß J. langfristig auf die Hilfe durch eine Gruppe hofft. In der Wg hat sie sich so lange wohlfühlt, wie sie die Fäden in der Hand hatte, die Gruppe nach ihren Vorstellungen manipulieren konnte und der Gruppenzusammenhalt, den sie aufrecht erhielt, ihr das legitime Recht gab, sich ihrem Freund zu verweigern, da „die Gruppe vorgehe“. Als die Wg zerstritten ist, zieht sie sich enttäuscht zurück. Es geht ihr hauptsächlich um ein Ausleben ihrer Machtansprüche an der Gruppe, nicht um die Kontakte selbst. J. zeigt die Tendenz, ihre eigene Problematik zu verallgemeinern und damit zu rechtfertigen. So spricht sie von allgemein zu hohen Erwartungen in Zwiervbeziehungen, die zu Frustrationen führen müßten.

In der Testuntersuchung zeigen sich keine auffälligen Werte. Im Interview fällt auf, daß J. zu Rationalisierungen neigt und daß sie Aussagen über sich selbst auch mit Ich-Ideal-Vorstellung durchsetzt.

In der Beschreibung der Eltern macht sie eine deutliche Trennung zwischen Vater und Mutter. Der Vater ist der energische und lebensstüchtige Studienrat, der allerdings auch hohe Erwartungen an die Kinder hat. Die Mutter beschreibt sie als weich und sehr eifersüchtig auf den aktiven Ehemann, der viel außer Haus ist.

J. identifiziert sich völlig mit dem Vater, was die männlichen Attribute wie Dominanz, Wunsch und Ehrgeiz noch in ihr verstärkt. Diese Identifikation scheint alle sexuellen Hingabetendenzen ihrem Ehemann gegenüber zu blockieren.

13. M.N.

männlich, 27 Jahre alt, studiert an der FU Berlin Volkswirtschaft.

Biographische Daten: M. wurde 1945 in einer norddeutschen Kleinstadt als Sohn eines Arztes geboren. Die Mutter ist Hausfrau. M. hat eine Schwester (+ 1) und einen Halbbruder (+ 5) aus erster Ehe des Vaters. Grundschule und Gymnasium besuchte er in seiner Heimatstadt bei seinen Eltern lebend. Aufgrund einer schweren Krankheit seines Vaters wurde er gemeinsam mit seiner Schwester 2 Jahre vor dem Abitur in ein Internat geschickt. Nach dem Schulabschluß ging er 2 Jahre zur Bundeswehr. Danach begann er in einer süddeutschen Universitätsstadt Volkswirtschaft zu studieren. Nach 4 Semestern wechselte er den Studienort nach Berlin. Dort lebte er das erste Jahr mit einer Freundin zusammen, die er am anderen Ort kennengelernt hatte. Nach einer Trennung von diesem Mädchen zog er in eine Wg, wo er nach einem halben Jahr wieder auszog. Seitdem lebt er mit einem Freund in einer 2-Zimmer-Wohnung.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Zu den Eltern habe er ein gutes Verhältnis gehabt, zur Schwester (+ 1) habe eine ausgesprochene Konkurrenzbeziehung bestanden, M. sei aber im Vorteil gewesen, weil die Eltern ihn vorgezogen haben. Er sei ein sehr vitaler Junge gewesen, habe sich immer zum Anführer in Gruppen gemacht. Die Einschulung habe seine Stellung verändert, da es in der Schule auf andere Dinge als auf Sportlichkeit und Geschicklichkeit angekommen sei. Zu den Lehrern habe M. eine schlechte Beziehung gehabt, er habe Autoritäten grundsätzlich abgelehnt, ihm sei es auf Vertrauensbeziehungen angekommen, Unterordnung sei ihm nicht möglich gewesen.

Während des Internats sei ihm zu Anfang die Eingewöhnung sehr schwer gefallen, er habe sich erst eine Position erkämpfen müssen. Sein Hauptinteresse sei der Sport geblieben, dort habe er auch seine Freunde gefunden. An diesen habe er Zuverlässigkeit und Mut geschätzt. In der 12. Klasse habe er einen „Persönlich-

keitswandel" erlebt; er mußte die Klasse wiederholen und wurde aus der Handballmannschaft entfernt. Diese zwei äußeren Faktoren haben ihn sich völlig zurückziehen lassen. Er sei zum Einzelgänger geworden. Seine schulischen Leistungen fielen ab. Er habe von einem Tag zum anderen aufgehört, Sport zu treiben. Der einzige Kontakt, den er aufrechterhalten habe, sei zu einem Jungen aus dem Internat gewesen, der nach einem Unfall zum Krüppel geworden war.

Während seiner Bundeswehrzeit habe er wieder Schwierigkeiten mit Vorgesetzten gehabt. Er habe mit allen seinen Möglichkeiten gegen diese Autoritäten gekämpft; schließlich vor Ablauf der Zeit einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung gestellt.

Studienzeit: In den ersten Semestern seines Studiums habe er an Kontaktmangel gelitten. Als er dann eine Freundin kennengelernt habe, sei er durch sie in eine Clique geraten, mit der er sich gut verstanden habe. Dann sei es zum Vertrauensbruch gekommen; wegen der Unvorsichtigkeit zweier Leute dieser Gruppe sei er beinahe ins Zuchthaus gekommen, daraufhin habe er den Kontakt zu der Gruppe abrupt abgebrochen und sich wieder zurückgezogen. In seinen Beziehungen zu Mädchen sei es immer zu sehr viel Schwierigkeiten gekommen, da M. sich nicht auf diese habe einstellen können. Er konnte keine Rücksicht auf deren Hemmungen nehmen, Einschränkungen habe er zu lange im Elternhaus erfahren.

Das Studentenleben an sich habe ihm nicht gefallen. Er habe zum Beispiel nicht in der Mensa gegessen, die Bundeswehrzeit habe ihn kuriert, er habe dort genug „Gemeinsamkeit“ erlebt. Als M. nach Berlin kam, habe er hauptsächlich dem kleinstädtischen Milieu entfliehen wollen, wo jeder jeden kennt. Das erste Jahr in Berlin lebte er mit seiner Freundin zusammen. In dieser Zeit haben sich Spannungen zwischen ihnen gehäuft. Sie hätten zu „eng aufeinander gehockt“. Erschwerend im Zusammenleben sei die Tatsache gewesen, daß die Freundin einen festen Tagesrhythmus gehabt habe, da sie als Sekretärin arbeitete, während M's Tagesplan nicht so festgelegt war. M. habe

deshalb den Vorschlag gemacht, gemeinsam in eine Wg zu ziehen, um auch noch andere Menschen zu haben, mit denen man Probleme diskutieren könne. Diesen Vorschlag habe das Mädchen abgelehnt, da sie meinte, ihre Erwartungen an M. würden dann nicht erfüllt werden können. In einer längeren Aussprache seien sich die beiden darüber klar geworden, daß sie unterschiedliche Erwartungen an eine Partnerbeziehung knüpften, was sie dann sich zu trennen veranlaßte.

M. habe sich allein um ein Zimmer in einer Wg bemüht. Er entschloß sich für eine Gruppe, in der ein Arzt und dessen Frau, außerdem 3 Studenten (2 Jungen, 1 Mädchen) lebten. M. habe sich vorgestellt, daß die anderen ihm helfen würden, seine Probleme zu lösen. Er hatte geglaubt, man würde viel zusammensitzen und es würde sich dann eine Atmosphäre herausbilden, die es ihm möglich machen würde, seine ihm charakteristische Zurückhaltung abbauen zu können. Das wichtigste Kriterium dafür sei ihm das Vertrauen untereinander gewesen. Seit seiner Internatszeit sei er sehr mißtrauisch, er habe also Beweise des Vertrauens in verstärktem Maße gesucht, um sich den anderen überhaupt öffnen zu können. Aber das sei gerade überhaupt nicht von den Wg-Mitgliedern erfüllt worden. Diese seien völlig unzuverlässig schon in der Organisation der alltäglichen Dinge gewesen. So habe sich M. unheimlich über die Tatsache geärgert, daß die anderen alles schmutzig und kaputt machten (auch sein Eigentum), aber sich nie für die Folgen verantwortlich zeigten. Die von ihm gewünschten Diskussionen fanden auch nicht statt, meistens war jeder in seinem eigenen Zimmer; die einzige Gemeinsamkeit bestand in „nächtelangen Sauftouren“ durch Kneipen, an denen M. aber nie teilnahm; das hätte ihm nichts gebracht. Er habe sich von den anderen, die Freude daran fanden, besonders ein Junge der Wg, angewidert gefühlt. M. sei es nicht gelungen, sich in die Gruppe zu integrieren. Er habe sich als Fremdkörper empfunden.

In seinem Studienablauf habe er sich durch die Gruppe gestört gefühlt, die ständige Unruhe dort habe ihn nicht zum Arbeiten

kommen lassen. Nach einem halben Jahr habe er einen regelrechten Ekel und Widerwillen gegen die Wg empfunden und sich entschlossen auszuziehen. Nach seinem Auszug sei ihm klar geworden, daß er sich einer Wg nur dann wieder anschließen wolle, wenn diese eine ganz konkrete Zielsetzung hat. Ihm schwebt etwa eine „therapeutische Wg“ vor mit ehemaligen Strafgefangenen oder Milieugeschädigten, solche Gruppen hätten einen Sinn. Dort hätte man innerlich etwas gemeinsam. Da sich so ein Projekt aber doch nur langfristig entwickeln ließe, habe sich M. entschlossen, erstmal mit einem Freund zusammenzuziehen. Er habe sich erhofft, in dieser Wohnung Ruhe zu finden, um mit seiner Diplomarbeit weiterzukommen. Seine Arbeitsstörungen haben aber auch in der neuen Wohnung nicht nachgelassen, so daß er die Psychotherapeutische Beratungsstelle aufsuchte.

Auch mit dem Freund seien jetzt wieder Probleme aufgetreten. M. habe den Eindruck, daß der andere zu wenig Rücksicht nimmt, auch störe ihn, daß dieser seine Sachen mitbenutze. Außerdem habe M. bemerkt, daß es ihm schwer falle, auf die Probleme des anderen einzugehen. Ihm sei es geradezu unangenehm, wenn der andere über Schwierigkeiten in Partnerbeziehungen redet. Manchmal habe M. Lust, alles hinzuschmeißen, sein ganzes Studium, alle Beziehungen zu Freunden und Freundinnen, aber das könne er seinem Vater nicht antun.

Epikrise:

M's Symptomatik manifestiert sich in Arbeits- und Beziehungsstörungen. Sein Hauptkonflikt besteht in seiner Unfähigkeit, tiefere Kontakte aufzubauen. Während seiner Internatszeit ist er als Folge eines von ihm als traumatisch herausgestellten Erlebnisses zum Einzelgänger geworden. Dieses Erlebnis wurde aus folgenden Gründen so bedcutsam für ihn: M. war als Kind durch seine Sportlichkeit und Aktivität immer Anführer gewesen, hatte auch in späteren Jahren seine Beziehungen auf der Basis von Kollegialität, Mannschaftsgeist und Vertrauen aufgebaut. Als Mannschaftsführer war seine Position in der Gruppe gesichert. Als er von dieser Funktion enthoben wird (durch Verleumdung eines Freundes), bedeutet das für ihn eine doppel-

te Enttäuschung, 1. Verlust seiner äußeren Dominanzstellung und 2. Vertrauensverlust zu allen „Freunden“. Die Eliminierung bedeutet für ihn eine narzißtische Kränkung und löst eine tiefe Identitätskrise aus. Da er sein Rückzugsverhalten immer wieder nach demselben Mechanismus wiederholt (Enttäuschung durch gebrochenes Vertrauen), ist es wahrscheinlich, daß die Wurzel seines Verhaltens schon in seiner Vater-Beziehung begründet liegt, (Ablehnung von Autoritäten in Schule und Militärdienst als unbewußte Abwehr des erstrebten Gegenteils). Seine Beziehungen zu Mädchen und Jungen beschreibt M. als meist oberflächlich. In der Wg habe er eigentlich gehofft, tieferen Kontakte eingehen zu können, aber hier sei es ihm besonders schwer geworden, auf die Probleme anderer einzugehen, da die anderen auf ihn auch keine Rücksicht nahmen und ihn nur von der Arbeit abhielten. Aus einer nicht geglückten Identitätsfindung kann er keine engeren Beziehungen eingehen und beharrt auf dem infantilen Anspruch, alle müßten auf ihn Rücksicht nehmen, sich auf ihn einstellen. Geschieht das nicht, ist er enttäuscht und zieht sich mit narzißtischer Wut zurück. Seine Suche nach innerer Gemeinsamkeit zeigt sich in der Vorstellung, die er von einer therapeutischen Wg hat. Hier wären die Beziehungsstrukturen durch äußere Programme festgelegt; und hier könnte er wagen, sich zu integrieren durch einen festen von ihm selbstgewählten Platz in der Gruppe.

M. fällt durch ein gehemmtes und depressives Verhalten auf. Der MMPI-Test zeigt keine auffälligen Werte. Die Beziehung zu den Eltern ist bis zum heutigen Tag sehr gespannt. Wesentlich scheint die Erkrankung des Vaters und die damit verbundene Internatszeit für M. gewesen zu sein, da dort zum ersten Mal die depressive Symptomatik auftrat. Die Mutter und Schwester spielen eine Nebenrolle für seine Entwicklung. Die Schwester geht bis zur mittleren Reife zur Schule und arbeitet danach in der Praxis des Vaters mit. Das sexuelle Tabu im Elternhaus verhindert für lange Zeit eine befriedigende Partnerbeziehung, die M. nicht ohne Schuldgefühle erleben kann. Bis heute kann er sich nicht mit sexuellen Problemen anderer auseinandersetzen.

14. E.S.

weiblich, 24 Jahre alt

Biographische Daten: E. wurde als Tochter eines Schachtmeisters in einer westdeutschen Kleinstadt geboren. Die Mutter ist Hausfrau. E. hat zwei Brüder (- 1 und - 4). Grundschule und Gymnasium (bis zur mittleren Reife) besuchte sie in ihrer Heimatstadt. In dieser Zeit und auch während ihrer dreijährigen Lehre als Bauzeichnerin lebte sie im Elternhaus. 1968 zog sie nach Berlin um, wo sie das Abitur nachholte. Hier lebte sie zeitweise in Wgen, zum Teil mit Freunden zusammen.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Die Vorschulzeit sei gut gewesen, guter Kontakt habe sie fröhlich gestimmt, besonders gut sei sie mit ihrem Bruder (- 1) ausgekommen. Eine richtige Beziehung zu den Eltern habe es nicht gegeben. Es sei immer viel Trubel da gewesen. Viele Leute, viele Feste (Mutter war Alkoholikerin). Der Vater sei brutal gewesen, er habe die ganze Familie geschlagen. E. habe sich immer auf die Seite der Mutter gestellt, sei aber dann enttäuscht gewesen, wenn sich die Eltern „im Bett“ wieder ausgesöhnt hätten. Vor dem Vater habe sie immer Angst gehabt. Sie habe sich völlig mit der Mutter identifiziert habe auch früh dieselben Depressionen wie sie gezeigt.

In der Schule habe sie um Mitschüler und Lehrer einen großen Bogen gemacht. Sie habe mehrere Mädchen in der Klasse nett gefunden, aber nur deshalb, weil die es verstanden hätten, sich mit Erfolg gegen die Lehrer aufzulehnen. In der Lehrzeit sei es mit den Kontakten ähnlich gewesen, richtige Beziehungen zu anderen habe sie nie gehabt.

Studium: Als sie nach Berlin kam, hatte sie eigentlich geglaubt, ein neues Leben ohne den Einfluß der Eltern beginnen zu können. Zunächst zog sie mit einem Freund zusammen, einem Studenten, den sie in Berlin kennengelernt hatte. Die Beziehung blieb sehr kurz, da es zu ständigen Auseinandersetzungen kam, die bei E. zu Depressionen und einem erhöhten Alkohol-

konsum führten (Reaktion wie ihre Mutter). Den Alkohol habe sie getrunken, um Hemmungen und Ängste zu überwinden. Ihre Partnerbeziehungen wechselten häufig, da sie unter Bindungs-ängsten litt und die Freundschaften nach kurzer Zeit zerstört habe. Da für sie ein Alleinwohnen aber in keiner Weise in Betracht kam, „da falle ihr die Decke auf den Kopf“, habe sie beschlossen, in eine Wg zu ziehen. E. habe von der Gruppe die Konstanz und Geborgenheit erwartet, die sie in den wechselnden Partnerbeziehungen nicht finden konnte. Sie habe auch gehofft, in der Gruppe nicht mehr so viel Alkohol konsumieren zu müssen; die anderen sollten ihr das verbieten. Auch habe sie in der Wg etwas nachholen wollen, was sie jahrelang versäumt hatte, nämlich Offenheit den eigenen und fremden Problemen gegenüber.

Die Wg, in die auch ihr Bruder (- 1), der nach Berlin nachgekommen war, mit einzog, bestand aus insgesamt 7 Personen (2 andere Mädchen und 4 Jungen), die z.T. arbeiteten, z.T. studierten. Diese Wg habe sich dadurch ausgezeichnet, daß hier oft spontan noch andere Freunde mitwohnten, was zu einer relativ großen Unruhe geführt habe. Äußerlich erschwerend sei die Tatsache gewesen, daß der Lebensrhythmus der Berufstätigen nicht mit dem der Studenten korrelieren konnte und daß daraus Unzufriedenheit auf beiden Seiten erwuchs. Es habe jeden Abend Streitereien gegeben, wer die Hausarbeit machen solle. Man habe sich über finanzielle Fragen nicht einigen können. Manche waren besonders geizig und mißtrauten dem Prinzip der gemeinsamen Kasse. Ein besonders politisch interessiertes Mädchen drängte die anderen, sich politisch zu organisieren.

Kompliziert war E's Stellung in der Wg dadurch, daß sich ihre Freundin und ihr Bruder nicht verstanden haben. Der Bruder sei lustig, lebhaft und unkompliziert gewesen, während die Freundin viel lieber ihre Probleme reflektierte und andere gering-schätzig betrachtete, die das nicht taten. Dieses Mädchen habe E's Bruder als kindisch und unreif empfunden. E. habe sich oft verpflichtet gefühlt, die Partei des Bruders zu ergreifen, da sie sich ihm ähnlich fühlte. Andererseits habe sie die Ent-

fremdung zur Freundin bedauert. Durch die vielen Spannungen und Probleme sei es gar nicht zu Diskussionen gekommen, die E. erwartet und erhofft hatte. Die Harmonie, die sie geglaubt hatte in der Gruppe finden zu können, erwies sich als Illusion.

Ein 15 Jahre älterer geschiedener Mann, den E. nach dreimonatiger Wg-Erfahrung kennenlernte, zog dann auch mit ein. Dieser Freund habe sich schnell eine dominante Stellung in der Wg verschafft. Obwohl die anderen ihn nicht leiden konnten, haben sie sich doch nicht gegen ihn auflehnen können, dazu sei er zu selbstsicher und kritisch gewesen. Zu diesem Mann sei sie eine Beziehung eingegangen. Er habe ihr den Gruppenmythos zerstört, sie sei mit ihm ausgezogen, da sie erkannt habe, daß sie nicht fähig sei, in einer Gruppe zu leben. Sie sei nicht in der Lage, auf andere einzugehen. Wenn jemand anders als sie selbst wäre, würde sie sich bedroht fühlen. Das würde ihrer Selbstsicherheit schaden.

Die Beziehung zu ihrem Freund wurde aber auch bald problematisch. In den darauffolgenden Monaten lebte sie sowohl mit ihm als auch in verschiedenen Wgen.

Differenzierte Angaben zu den einzelnen Wgen könne sie nicht machen, da alle gleich schwierig für sie gewesen seien.

Epikrise:

E. wird in der Psychotherapeutischen Beratungsstelle wegen Depressionen vorstellig. Ihr Hauptkonflikt besteht in einer Identitätsschwäche, die sie durch Anlehnung an stärkere Bezugspersonen zu kompensieren versucht. So hat sie schon in der Schulzeit Mitschüler bewundernswert gefunden, die die Fähigkeit hatten, sich gegen Autoritäten durchzusetzen. Später sucht sie in Partnerbeziehungen Geborgenheit. Da aber gleichzeitig Bindungsängste bestehen, sind die Beziehungen von kurzer Dauer. Ihr Wunsch, in einer Wg zu leben, ist von dem Gedanken geprägt, in der Gruppe eine „Supermutter“ zu finden, die ihr Verständnis und Harmonie entgegenbringen und vermitteln soll, aber auch eine Kontrollfunktion über ihre Inkonstanz und Labilität aus-

üben soll (Alkohol und Tabletten). Als die Gruppe sich dazu als unfähig erweist, wählt E. einen Partner, der ihr den „Gruppenmythos zerstört“ und der stark genug ist, die anderen zu dominieren. Sie entschließt sich, mit ihm zusammen aus der Wg auszuziehen und glaubt, daß sie eigentlich nicht fähig sei, in der Gruppe zu leben. In Situationen, die eine reife erwachsene Entscheidung innerhalb der Partnerbeziehung von ihr verlangen, regrediert sie jedoch immer wieder und flüchtet in diverse Wgen. In den verschiedenen Gruppen wiederholt sie infantile Beziehungsstrukturen, meist in Identifikation mit ihrer Mutter.

Der psychologische Befund bestätigt das äußere Bild E's. Es handelt sich um eine ängstliche, depressive Persönlichkeit, die eher zur Introversion neigt.

In der Beschreibung der Eltern ergibt sich ein auffallend negatives Vaterbild. E. hat unter der Bevorzugung ihres jüngeren Bruders gelitten, den sie in ihren Ausführungen auch weitgehend unerwähnt läßt.

Mit ihrer Mutter fühlt sie sich noch heute auf unerklärliche Art und Weise eng verbunden, identifiziert sich auch mit ihrer Lebenshaltung und mit ihren Schwächen. Die Partnerwahl, die zu einer ersten dauerhaften Beziehung führte, läßt aber auch auf eine ungelöste ödipale Problematik schließen, was durch die übertrieben negative Darstellung des Vaters noch wahrscheinlicher wird.

15. A.A.

männlich, 25 Jahre alt, studiert Jura im 10. Semester.

Biographische Daten: A. wurde als Sohn eines Pastors in einer Kleinstadt geboren. Die Mutter ist Hausfrau. A. hat drei Geschwister, 2 Brüder (- 2 und - 4) und eine Schwester (+ 3). Grundschule und Gymnasium besuchte A. in seinem Heimatort bei den Eltern wohnend. Danach leistete er seinen Bundeswehrdienst ab. Anschließend begann er in einer norddeutschen Universitätsstadt zu studieren und lebte dort zur Untermiete. Nach 4 Semestern wechselte er den Studienort nach Berlin, wo er anfangs

wieder zur Untermiete und später in Wgen lebte.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Die Erziehung sei sehr autoritär gewesen, vor allem habe sich die pietistische Haltung des Vaters und dessen strenge Moralvorschriften in der Sexualität negativ auf die Kinder ausgewirkt. Die Schulzeit sei normal verlaufen. A. sei ein gehemmtes Kind gewesen. Er habe unter Kontaktarmut gelitten. Seine Schwester und sein Bruder (- 2) hätten sich beide zu einem Theologie-Studium entschlossen, bei denen hätte die Erziehung „angeschlagen“. Während der letzten Schuljahre seien seine Hemmungen besonders gegenüber Mädchen immer stärker geworden.

In der Bundeswehrzeit habe er Schwierigkeiten gehabt, sich gegen Autoritäten durchzusetzen. Er habe eine Offizierslaufbahn begonnen, wurde dann aber als dafür ungeeignet entlassen, weil er versucht hatte, seine Vorgesetzten politisieren zu wollen. Er hatte sich in öffentlichen Diskussionen dafür eingesetzt, daß Drill und Autoritätsverhalten von Seiten der Vorgesetzten abgeschafft werden sollten. An den Wochenenden sei er gern zur Abwechslung vom Kasernenleben nach Hause gefahren, sei dann aber immer sehr enttäuscht gewesen, daß ihm dort nichts geboten wurde. Er habe seine ganze Familie als unmöglich empfunden, habe aber trotzdem die Beziehungen nicht abbrechen können. Auf den Heimwegen an den Wochenenden sei er immer schrecklich nervös gewesen, als ob er etwas zu erwarten hätte.

Studium: Der Beginn des Studiums sei deprimierend gewesen. Er habe unter Kontaktstörungen gelitten, besonders Mädchen gegenüber sei er völlig gehemmt gewesen. Ein sexueller Kontakt sei nie zustande gekommen. Er habe zur Untermiete gelebt und sei völlig isoliert geblieben. Er habe sich zu keinem aussprechen können, da er Angst hatte, man könne seine eingestandenen Schwächen später gegen ihn verwenden. Als er schließlich doch ein Mädchen kennengelernt hatte, ergaben sich große Schwierig-

keiten durch ein soziales Gefälle zwischen ihnen (sie war Verkäuferin). Als das Mädchen bereit war, ihren Beruf aufzugeben, um sich an einer Abendschule einer Fortbildung zu widmen, wurde A. das ganze „Organisieren“ zu viel. Er habe sich kurzfristig entschlossen, nach Berlin zu gehen.

Hier habe er zunächst in Untermiete gelebt, in der Universität habe er versucht, durch Basisgruppenarbeit mit anderen Studenten in Kontakt zu kommen. Er habe aber auch hier Hemmungen und Minderwertigkeitsgefühle gehabt, die ihn hinderten, etwas zu sagen und Kontakte herzustellen. Nach einem Semester habe er ein Mädchen kennengelernt, das mit ihm zusammen in eine Wohngemeinschaft ziehen wollte. Um sich untereinander kennenzulernen, planten die Mitglieder der künftigen Wg eine gemeinsame Reise. Dort habe sich für die anderen erwiesen, daß man mit A's Freundin nicht auskommen könne. Sie sei unzugänglich und verstecke sich hinter einer Maske einer sicheren, uninteressierten Person. A. habe daraufhin beschlossen, allein in die Wg zu ziehen, die ausschließlich aus Studenten bestand (4 männlich, 3 weiblich). Er habe gehofft, in der Wg eine Vertrauensbasis zu den anderen schaffen zu können, die es ihm ermöglichen sollte, frei über seine Probleme sprechen zu können. Er habe sich vorgestellt, daß ihn eine intensive Beziehung zu den anderen enthemmen könnte. Durch eine „ständige“ Auseinandersetzung mit den anderen sollte ein „Prozeß“ zwischen den Wg-Mitgliedern entstehen, in den A. mit einbezogen werden wollte. A. habe lernen wollen, sich Mädchen gegenüber freier zu bewegen und damit den ersten Schritt zu tun, seine sexuellen Schwierigkeiten abzubauen. Er habe sich durch die Gruppe aus der Fixierung an seine Freundin lösen wollen und glaubte, daß die objektive Sichtweite der anderen ihm dabei helfen würde. Am liebsten würde er mehr über die sexuellen Schwierigkeiten der anderen erfahren, weil ihn das am meisten „belastet“, außerdem möchte er gern wissen, wie sich die einzelnen in der Gruppe emotional empfinden.

Die Realität der Wg sei aber nicht so ideal gewesen, wie er es sich vorgestellt habe. A. habe sehr viel Energie auf andere

Dinge verwenden müssen, z.B. seine Freundin im Krankenhaus zu besuchen (nach einem Autounfall), seine Vorbereitungen für das Staatsexamen, so daß er für ein Engagement in der Gruppe kaum Zeit fand. Er gehe morgens früh aus dem Haus und sehe die anderen kaum. Oft habe er richtige Angst, in die Wg zurückzukehren, weil er sich dort gefordert fühlt. Er hat den Eindruck, daß man ihn ausschließe. Die anderen erschienen ihm als undurchschaubar. In Diskussionen habe man ihn bewußt dominiert, er habe nicht zu Wort kommen können. Dazu kommt, daß A. oft nicht die Motivation habe, über seine Probleme in der Wg zu sprechen, da er als Teilnehmer einer Gruppentherapie dort ein besseres Niveau kennengelernt habe. Da könne man über Probleme sprechen, weil man die Schwierigkeiten der anderen kenne. In der Wg habe er keine Lust, bis spät in die Nacht „herumzulaubern“ und dann käme doch nichts dabei heraus. Jeder würde nur versuchen, seine Probleme mit denen der anderen über einen Kamm zu scheren. Überhaupt sei ihm als negativ aufgefallen, daß die eigentlichen Gruppenprobleme immer in „verkleisterter Form“ zur Sprache kämen, man streitet sich über Alltagsbanalitäten und im Hintergrund stehe etwas ganz anderes. Er habe aber Angst, solche Zusammenhänge aufzudecken, das würde zu Haßgefühlen der anderen gegen ihn führen.

Epikrise:

A. kommt mit den Symptomen von Arbeits- und Kontaktstörungen in die Psychotherapeutische Beratungsstelle. Sein Hauptkonflikt liegt in seiner auffälligen Unsicherheit, die sich in verschiedenster Art und Weise äußert. Offenbar bestand ein Autoritätskonflikt zum Vater, der während der Militärdienstzeit wieder aufbricht, als A. sich dafür einsetzt, Autoritäten und Drill allgemein abschaffen zu wollen. Der Wunsch, Rechte für die anderen zu erkämpfen, ist von der eigenen Unfähigkeit, sich mit Autoritäten auseinandersetzen zu können, überlagert. Während der ersten Jahre seines Studiums leidet er unter starken Hemmungen und Kontaktängsten. Der Einfluß einer Wg soll ihm ein neues Lebensgefühl vermitteln. Er mystifiziert die Gruppe, spricht von einem „Prozeß“ der ständigen Auseinander-

setzung, in den er mit einbezogen sein möchte. Das weist auf den Wunsch nach symbiotischer Verschmelzung mit den anderen hin. Um der Gruppennorm zu entsprechen, nimmt er viele Opfer auf sich. So verzichtet er auf den Einzug seiner Freundin, weil die anderen sie ablehnen. Nach einiger Zeit des Zusammenlebens merkt er, daß die Gruppe ihm das nicht geben kann, was er erhofft hat. Nun fühlt er sich nicht mehr „motiviert“, seine Probleme auszubreiten, weil er meint, die anderen würden ihn nicht zu Wort kommen lassen, ihn bewußt dominieren, ihre eigenen Probleme wichtiger nehmen, auch hätten sie nicht das Niveau der Gruppentherapie, an der A. teilnimmt. Hier zeigt sich A's Tendenz, eine Gruppe gegen die andere auszuspielen, und sich so vor intensivem Kontakt in beiden zu bewahren. Auch zu seiner Freundin entwickelt er eine ähnliche Strategie. In seinem Verhalten zur Wg werden seine von jeher bestehenden Ängste deutlich. So fürchtet er das Nachhausekommen genau so, wie er an den Wochenenden die Heimfahrten empfunden hat. Er fühlt sich dann schon vorher überfordert und meidet so gut er kann jede Konfrontation mit den anderen, indem er z.B. früher das Haus verläßt und sich abends an Diskussionen nicht beteiligt. Er findet die anderen undurchsichtig und würde gern über ihre Schwierigkeiten etwas wissen, erst dann könne er sein Mißtrauen verlieren. Hierin äußert sich seine Angst, den anderen nicht entsprechen zu können, der geforderten (von ihm phantasierten) Verhaltensnorm nicht genügen zu können. Erst die symbiotische emotionale Vereinigung mit den anderen könnte ihn enthemmen.

Die psychologischen Tests weisen deutlich den Eindruck, den A. im Interview macht, nach. Es bestehen in allen Bereichen erhöhte Werte. A. ist ein depressiver, ängstlicher Typ mit starker Tendenz zu sozialer Introversion.

Die Fragen über das Elternhaus werden sehr negativ beantwortet mit einem Unterton, den Eltern die Schuld für das eigene Versagen im zwischenmenschlichen Bereich anzulasten. Besonders kritisiert er die pietistische Haltung des Vaters, die eine normale sexuelle Entwicklung aller Geschwister unterbunden

habe. Die Mutter habe wenig Einfluß auf die Erziehung der Kinder gehabt, er habe geglaubt, von ihr mehr verstanden zu werden, als sie ihn aber in Berlin besuchte, sei er enttäuscht gewesen. Sie habe seine Haltung zum Studium und sein Leben in der Wg kritisiert. Zu den Geschwistern bestehe wenig innere Beziehung, da die sich ganz nach den Wünschen des Vaters entwickelt hätten (Theologiestudium). In allen seinen Aussagen wird ein übergroßes Bedürfnis nach Anerkennung deutlich, was aus einer weitgehenden Verunsicherung resultiert.

16. T.H.

weiblich, 20 Jahre alt, studiert seit 3 Semestern Medizin an der FU Berlin.

Biographische Daten: T. wurde 1953 als Tochter eines Diplom-Landwirtes in einer Süddeutschen Großstadt geboren. Die Mutter ist Hausfrau. T. hat eine Schwester (+ 2). Grundschule und Gymnasium hat sie bei den Eltern wohnend absolviert. Nach dem Abitur wurde sie zum Medizinstudium in Berlin zugelassen. Hier gründete sie mit drei anderen Mädchen ihrer Heimatstadt eine Wg.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Die Kindheit sei gut verlaufen, sie sei Mitglied einer Dorfclique gewesen. Die Eltern beschreibt sie als verwöhnend, beide Töchter haben z.B. Ponys zum Reiten geschenkt bekommen. Jeder Wunsch sei ihnen erfüllt worden. Ihre Schwester (+ 2) sei immer dominant in Gruppen gewesen. Das habe T. ohne Neid akzeptieren können, da diese so sportlich und aktiv gewesen sei und T. selbst durch eine Hüftluxation im sportlichen Bereich konkurrenzunfähig geworden war. In der Grundschulzeit erinnere sie sich an Rivalisieren mit anderen Mädchen ihrer Klasse. Sie habe immer versucht, die anderen wenigstens leistungsmäßig zu übertrumpfen.

Auf dem Gymnasium habe sie eine feste Freundin gehabt, die ihr

eine gute Ergänzung war. T. selbst habe gute Leistungen gehabt, wollte aber nicht als Streber gelten, die Freundin sei weniger gut in der Schule gewesen, habe sich aber durch Mut und Durchsetzungskraft ausgezeichnet, die T. fehlten. Mit ihren guten schulischen Leistungen sei es T. zum ersten Mal gelungen, andere in den Schatten zu stellen, u.a. auch ihre Schwester. Mit 12 Jahren habe sie einen entscheidenden „Persönlichkeitswandel“ durchgemacht. Sie sei erkrankt und habe für ein Jahr in eine Klinik gemußt. Zu dieser Zeit habe sich ein sehr intensives Verhältnis zu ihrer Mutter entwickelt. In der Zeit bis zum Abitur, nachdem sie wieder gesund war, seien dann aber Konflikte im Elternhaus und in der Schule verstärkt aufgetreten. Die Mutter habe sich geärgert, daß T. nicht so schlank sei wie sie selbst, deshalb habe sie ihr ständig Diäten aufgezwungen. T. entwickelte in dieser Zeit eine Hyperorexie, die mit einer Gewichtszunahme einherging. In der Schule habe sie sich völlig zurückgezogen, habe sich lieber zu Hause mit ihren Büchern verkrochen, besonders vor Kontakt mit Jungen sei sie zurückgeschreckt.

Nach dem Abitur habe sie sich mit drei anderen Mädchen ihrer Klasse zusammengetan, um eine Wg zu gründen. Zufällig hätten alle einen Studienplatz in Berlin bekommen. T. habe gehofft, in der Wg einen Gegenpol zur Familie finden zu können, ein Milieu, in dem sie sich frei bewegen und äußern könne. Auch glaubte sie, daß sie es schaffen könnte, ihre „kompensatorische Freßsucht“, (wie sie es selbst bezeichnet), durch die Kontrolle der anderen abbauen zu können. Im Elternhaus sei sie immer durch das Eßverbot heimlich in die Speisekammer gegangen. In der Wg, wo keine äußeren Restriktionen ihr auferlegt waren, glaubte sie, solche Reaktionen nicht mehr entwickeln zu müssen.

Die Wg war von Anfang an so geplant, daß zu den drei Mädchen, die eine 4-Zimmer-Wohnung gemietet hatten, noch andere Mitglieder aufgenommen werden sollten. Als dann aber ein Freund eines Mädchens mit einzog, habe es plötzlich Streitereien gegeben. Es seien Konkurrenzprobleme und Eifersuchtsszenen zwischen den

Mädchen aufgetreten, da der Junge zu allen drei Mädchen eine sexuelle Beziehung aufgenommen hatte und meinte, er könne sich nicht festlegen. T. habe starkes Interesse an diesem Studenten gehabt. Als ihr aber die Sinnlosigkeit und Unerfüllbarkeit dieses Wunsches klargeworden war, habe sie sich vermehrt aus dem Gruppenleben zurückgezogen. Sie habe ihre Außenkontakte verstärkt und habe sich auch nicht an der gemeinsame Reise der Wg beteiligt. Dieses Verhalten habe ihr moralische Vorwürfe und verstärkte Sanktionen von Seiten der Gruppe eingebracht. Auch das Verständnis, das man vorher ihren Problemen mit der Mutter entgegenbrachte, ließ nach. Nachdem aber die zwei anderen Mädchen auch feste Beziehungen zu männlichen Personen, die nicht zur Wg gehörten, entwickelt haben, habe sich das Verhältnis zwischen ihnen wieder normalisiert. Die Wg bestehe fast zwei Jahre und T. sei im großen und ganzen zufrieden, dort zu wohnen. Sie habe in der Wg ein angenehmes Gefühl der Geborgenheit, es haben sich emotionale Beziehungen zwischen den Mitgliedern entwickelt, die ein Zusammengehörigkeitsbewußtsein produzierten. Das ihr entgegengebrachte Interesse habe T. als Liebesbeweis der anderen interpretiert. In dieser Atmosphäre sei es ihr zum ersten Mal geglückt, offen über ihre Konflikte sprechen zu können und diese z.T. abzubauen.

Epikrise:

T., die an einer depressiven Symptomatik mit hypererektischen Phasen litt, hat in der Wg eine Besserung ihrer Symptome erzielt. Ihr Hauptkonflikt, der in ihrer Beziehung zur Mutter und Schwester begründet war, wurde durch das Zusammenleben mit anderen bearbeitet. T. zeigt in allen Abschnitten ihres Lebens starkes Konkurrenzverhalten. Anfangs zur Schwester, wenn auch verleugnet, später zu Mitschülerinnen, zur Mutter, dann in der Wg. Ihr jeweiliges Verhalten ist unterschiedlich. Die Beziehung zur Schwester ist anfangs von Resignation gegenüber deren Dominanz gezeichnet. Sie findet Entschuldigungen (Hüftluxation), weshalb eine Konkurrenz sowieso nicht möglich sei. In der Schule konkurriert sie mit guten Leistungen und genießt es, die Mitschüler und die Schwester zu übertrumpfen. Das Verhältnis

zur Mutter, das während ihrer Krankheit sehr intensiv war, wird in dem Augenblick schlecht, in dem die Mutter sie äußerlich nicht akzeptiert. T. entzieht sich einer weiblichen Konkurrenz mit dieser, indem sie sich äußerlich immer mehr entstellt (Gewichtszunahme von 10 kg innerhalb von 2 Jahren). In dieser Zeit treten vermehrt Kontaktstörungen in der Schule und zu Freunden auf. Nach dem Abitur zieht sie von den Eltern weg und hofft, durch das Leben in einer zwangloseren und weniger mit Verboten versehenen Umgebung innerlich freier werden zu können. Tatsächlich kommt ihr die Wg entgegen und ein großer Teil ihrer depressiven Symptome verliert sich. In der auftretenden Konkurrenzsituation um den neu dazugezogenen Freund des Mädchens reagiert T. nicht mit depressivem Rückzug, sondern sucht sich aktiv eigene Kontakte. Auch die Sanktionen der Gruppe kann sie aushalten und es pendelt sich nach der Krise ein gesundes Gleichgewicht zwischen den Wg-Mitgliedern wieder ein. Hier sieht man ein Beispiel dafür, daß die Wg zu einem Ort werden kann, an dem ein aktiver Lernvorgang im Verhalten des einzelnen möglich werden kann, indem die Gruppe indirekt eine Korrekturfunktion übertragen bekommt. T. hat es geschafft, sich durch einen Lernvorgang von ihren Fehlverhaltensweisen zu befreien.

Der MMPI-Test ergab erhöhte Werte in der Skala der Depressivität. Die Eltern werden als unangepaßt beschrieben. Die Mutter habe die Familie dominiert. Sie habe sehr hohe Erwartungen in ihre Kinder gesetzt, wobei eine deutliche Bevorzugung der Schwester zuteil wurde. T. habe unter der Egozentrik der Mutter gelitten, nur während ihrer Krankheit sei sie ihr emotional näher gekommen. Sonst habe die Mutter sie ständig kritisiert und ihr Verhaltensvorschriften diktiert. T. glaubt, durch die räumliche Trennung und durch die neue Erfahrung des Lebens in der Wg, sich dem Einfluß der Mutter entzogen zu haben. Die Schwester lebt noch im Haus der Eltern und hat sich in ihrer Berufswahl den Vorstellungen des Vaters angepaßt, da sie (wie er) ein Landwirtschafts-Studium angefangen hat.

17. U.B.

weiblich, 33 Jahre alt, studiert Germanistik seit 4 Semestern. Biographische Daten: U. wurde 1940 in Westdeutschland geboren. Der Vater ist kaufm. Angestellter und gilt seit 1944 als vermißt, die Mutter ist Auslandskorrespondentin. U. hat einen Zwilling Bruder und eine Schwester (+ 5). Grundschule und Gymnasium (bis zur mittleren Reife) absolvierte U. in ihrer Heimatstadt. Danach besuchte sie die höhere Handelsschule. Anschließend war sie ein Jahr als Stenotypistin tätig. Dann entschloß sie sich, eine Buchhändlerlehre zu machen. Bis zum Abschluß dieser Lehre wohnte sie bei der Mutter. Seit 1966 ist sie in Berlin. Dort hatte sie zunächst auf dem Berlin-Kolleg ihr Abitur nachgeholt. Seit Sommersemester 1971 studiert sie Germanistik an der FU Berlin. Seit dieser Zeit besteht auch die Wg, in der sie mit ihrem Freund zusammen lebt.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: An die Kindheit habe sie nur schlechte Erinnerungen, sie sei viel bei Verwandten und in Kinderheimen gewesen. Zur Mutter habe ein inniges Verhältnis bestanden, U. habe diese immer bewundert, wie sie sich durchgeschlagen habe. Zur Schwester sei die Beziehung nicht gut gewesen, sie habe wohl für die Mutter Vaterersatz spielen müssen. Zum Zwillingbruder habe ein sehr emotionales Verhältnis bestanden, sie habe aber dessen zu große Nähe gefürchtet; so habe sie sich z.B. geweigert, mit ihm in eine Klasse zu gehen, das hätte ihre Identität gefährdet.

In der Schule sei es ihr leicht gefallen, Kontakte zu anderen Mädchen zu schließen. Sie habe sich bei der Auswahl ihrer Freundinnen oft nach deren Elternhaus orientiert, so habe sie sich besonders zu Mädchen hingezogen gefühlt, die ein „herzliches Elternhaus“ gehabt haben. Zu Jungen habe sie lange Zeit (bis zu ihrem 25. Jahr) „nur hochstilisierte“ Beziehungen gehabt, d.h. sie habe hochgeistige Gespräche geführt. Zu einem körperlichen Kontakt sei es aber nicht gekommen. Ihre Mutter habe sie nie aufgeklärt, als U. ihre erste Menstruation bekam, habe die

Mutter angefangen zu weinen (scheinbar ist ihr zu dem Zeitpunkt ihr eigenes verkümmertes Sexualleben zu Bewußtsein gekommen). Es sei charakteristisch für die Mutter gewesen, Forderungen nicht zu äußern, aber sie durch ihr strafendes Verhalten doch zu erzwingen. Sie sei streng gläubig gewesen und habe ein typisches Kriegerwitwendasein geführt. Die Kinder seien sehr zur Einsicht und Anpassung erzogen worden, schon in frühen Jahren wurde verlangt, daß sie ein Verständnis für die spezielle soziale Situation aufbringen sollten. Durch diese Norm wurden egoistische Wünsche von vornherein als schlecht betrachtet. U. hatte nie ein eigenes Zimmer, worüber sie sich aber nicht zu beklagen getraute. Auch aggressives Verhalten in der Familie galt als verpönt, allerdings sei U. später eine Zeitlang sehr aggressiv auf die Mutter gewesen. Besonders streng habe die Mutter ihre gläubigen Ansichten auf die Sexualität angewandt. Außereheliche Beziehungen habe sie als Sünde hingestellt. Probleme, die für die Kinder auftauchten, habe die Mutter immer abgewertet und auf ihr eigenes schweres Schicksal im Vergleich dazu hingewiesen. Durch ihre aufopfernde Haltung (sie arbeitete nur für die Kinder) habe sie einen erheblichen moralischen Druck auf diese ausgeübt. Das sei auch die Erklärung dafür, daß sie großen Einfluß auf die Berufswahl der Kinder gewinnen konnte. Die Mutter sei mit einem starken Sicherheitsdenken behaftet gewesen. Das wichtigste sei ihr gewesen, daß U. etwas „Vernünftiges“ lernen und möglichst schnell selbst verdienen sollte. Sie habe daher die Handelsschule und die Tätigkeit als Sekretärin vorgeschlagen. Da sich U. aber in dieser Stellung sehr unglücklich gefühlt habe, habe sie gegen den Wunsch der Mutter beschlossen, eine Buchhändlerlehre zu absolvieren. Die Mutter habe stets Angst gehabt, die Kinder steckten ihre Ziele zu hoch und blieben dann nach schnellem Scheitern „völlig auf der Strecke“.

Nach Abschluß der Lehre sei sie von der Mutter fortgezogen und habe eine gute Arbeitsstelle in einer anderen Stadt gefunden. Als 2 Jahre später die Schwester ebenfalls das Haus der Mutter verließ, habe U. sich verpflichtet gefühlt, zu dieser zurückzuziehen, obwohl sie wußte, daß das für beide Teile nicht gut

gehen würde. Sie lebte dann 4 Jahre mit der Mutter, bis sie einen Freund kennenlernte, der sie überreden wollte, mit nach Berlin zu kommen. Sie habe diesem Plan aus einem Pflichtbewußtsein ihrer Firma und einem Schuldgefühl der Mutter gegenüber nicht zustimmen können. Schließlich sei sie aber doch mitgegangen. In Berlin habe sie zunächst in einer 2-Zimmer-Wohnung mit dem Freund gelebt, der an der Musikhochschule studierte. Sie selbst habe eine Stellung als Buchhändlerin gefunden. Die Beziehung zum Freund sei nicht so rosig gewesen. Abends sei er oft abgespannt gewesen und habe sie vernachlässigt. 1968 habe sie sich entschlossen, das Abitur nachzuholen (Ihr Bruder und ihre Schwester hatten das in der Zwischenzeit auch getan).

Auf der Abendschule haben sich viele Kontakte angeboten, aber sie habe ihre Mitschüler nicht richtig akzeptieren können, sie seien völlig im Schüler-Lehrer-Schema verhaftet gewesen. U. habe versucht, in dieser Zeit ihre Autoritätsgläubigkeit abzubauen. Da die Beziehung zwischen U. und ihrem Freund ihnen bald als zu einseitig erschien (besonders störte das den Freund), beschlossen sie eine Wg zu gründen.

Das Paar habe zunächst eine 4 1/2-Zimmer-Wohnung gemietet und habe sich nach geeigneten Mitbewohnern umsehen wollen. Sie haben dann eine 17-jährige Schülerin aufgenommen. Schon nach einigen Wochen sei es zu Spannungen gekommen, da sie sich an der „Unordnung“ der neuen Mitbewohnerin störten. Auch hätten sie es als Belästigung empfunden, daß das Mädchen die Angewohnheit hatte, sich zu ihnen mit ins Zimmer zum Fernsehen zu setzen. U. meint, sie habe die Seelenruhe ihres Freundes „bewundert“, wenn das Mädchen ihn ständig bei der Arbeit gestört habe. U. habe von ihm weitere Maßnahmen gegen das Mädchen gefordert, was dann in einem Rauswurf endete. Dann seien japanische Freunde nach Berlin gekommen und sie hätten beschlossen, diese anstelle des Mädchens mit in die Wohnung zu nehmen. U. habe von vornherein Bedenken gegen dieses Paar gehabt. Der Mann erschien ihr unbeholfen und die Frau sprach kaum Deutsch. Sie habe darüber nachgedacht, was sie von einer Wg erwarte. Dabei

sei ihr klar geworden, daß sie in den Mitgliedern nach Vorbildern suche. Sie habe die anderen respektieren wollen und habe geglaubt, die Problematik, die zwischen ihr und ihrem Freund aufgetreten war, mit den anderen besprechen zu können. Sie habe viel intensivere Kommunikationswünsche als ihr Freund gehabt. Als ihr Freund später eine sexuelle Beziehung zu einem anderen Mädchen aufgenommen habe, habe U. versucht, sich in einer Frauengruppe über ihre Probleme auszusprechen. Ihr Freund habe ihr dieses Verhalten übelgenommen. Er meinte, daß sie die Vertrauensbasis zerstört habe. Ein Gespräch mit dem japanischen Ehepaar war fruchtlos, da diese beiden in der völligen Rollenfixierung einer Ehe verhaftet gewesen seien. Da sie sich von allen Mitgliedern der Wg unverstanden gefühlt habe, habe sie sich einem Mädchen der Frauengruppe intensiv zugewandt. Mit dieser habe sie Erfahrungen und Erlebnisse ausgetauscht und sei beruhigt gewesen zu hören, daß es anderen ähnlich ginge wie ihr selbst. Sie sei durch diese Beziehung etwas selbstsicherer geworden und glaubte, dadurch ihre Emanzipationsansprüche, die sie an sich stellte, besser verwirklichen zu können.

Ihre Idealvorstellungen einer Wg, die darin bestanden, affektive Beziehungen zwischen den Mitgliedern herstellen zu wollen, sieht sie nach den 2 Jahren Wg-Erfahrung als illusorisch an. Sie leide sehr unter den augenblicklichen Verhältnissen, da die neue Freundin ihres Freundes in der Wg mit wohnt und sie könne manchmal trotz ihrer theoretischen Überlegungen zu diesem Thema nur eifersüchtig reagieren. Wg-Mitglieder sollten nach ihrer Meinung keine sexuellen Beziehungen untereinander eingehen, das verderbe den Kontakt zu allen anderen. Trotz der belastenden Situation sieht sie im Augenblick keine Alternativlösung, da sie auf ihren Freund „fixiert“ sei und darauf hofft, daß er sich ihr wieder intensiver zuwenden wird.

Epikrise:

U's Symptomatik besteht in Beziehungsstörungen, die sich in einer Partnerbeziehung widerspiegeln. Ihr Hauptkonflikt ergibt sich aus unrealistischen Erwartungen, die sie an andere hat.

In ihren Beziehungen zu anderen kommt es ihr hauptsächlich darauf an, eine Orientierung für ihr eigenes Verhalten zu finden. Sie ist in ihrer Persönlichkeit stark verunsichert durch den „progressiven“ Freund, der eine Dreierbeziehung mit zwei Mädchen in der Wg aufrecht erhält. Einerseits stellt U. hohe Emanzipationsansprüche an sich selbst, versucht, diese durch Beitritt in eine aktive Frauengruppe z.T. zu verwirklichen, z.T. kann sie sich innerlich von Mustern nicht lösen, die ihr ihre Erziehung aufgeprägt hat. Diese Erziehung war sehr streng und sexualfeindlich, Beziehungen zu Männern wurden für die Mutter nur durch eine Heirat legitimiert. Daß U. noch mit diesen Widersprüchen kämpft, läßt sich dadurch nachweisen, daß sie das Ehepaar der Wg ständig angreift, sie beschuldigt, sich „bürgerlich“ zurückzuziehen, in Rollenklischees verhaftet zu sein. Hinter diesen kritischen Bemerkungen versteckt sich der Wunsch, selbst eine intensive Zweierbeziehung mit ihrem Freund zu haben, der aber sofort wieder durch negative Projektion verdrängt wird. So führt sie innerlich ein sehr isoliertes Dasein, ist ständig nur darauf bedacht, sich einem Ich-Ideal zu nähern, das ihr Freund in ihr sucht, so daß es zu einem Verlust an Eigenständigkeit und der Unmöglichkeit, ihren eigenen Wünschen entsprechend zu handeln, kommt. Die anderen Mitbewohner werden mit einer Sündenbockfunktion versehen, die helfen soll, von den eigentlichen Problemen zwischen U. und ihrem Freund abzulenken.

Im MMPI-Test fallen erhöhte Werte in der Skala der Depressivität und erniedrigte Werte in den anderen Skalen auf. Besonders in Bezug auf Ängstlichkeit scheint hier ein Widerspruch zu ihrem Verhalten, wie es sich darstellt, zu bestehen. U. fällt durch unsicheres Auftreten auf, das sie aber mit einer Schlagwortkommunikation größtenteils zu überdecken versteht. Die Neigung zu Rationalisierungen wird auch bei den Antworten über die Familie deutlich. Sie beschreibt einerseits ein sehr inniges Verhältnis zur Mutter, die man aufgrund ihrer Leistungen schon anerkennen habe müssen. Andererseits fühlte sie sich zu Kindern hingezogen, deren Elternhaus „herzlich“ ist. Ihre Neigung, im Sprachgebrauch vermehrt Innigkeit und Herzlichkeit zu verwenden,

ist auffällig. Offenbar hat sie in diesem Bereich wenig Zuwendung von der Mutter erhalten, was sich durch spätere Aggressionsausbrüche nachweisen läßt.

18. Z.D.

männlich, 28 Jahre alt, studiert Medizin seit 12 Semestern. Biographische Daten: Z. wurde 1944 in einer Kleinstadt als Sohn eines Bauingenieurs geboren. Die Mutter ist Hausfrau. Er hat zwei Brüder (+ 3 und + 5). Grundschule und Gymnasium absolvierte er in seiner Heimatstadt bei den Eltern wohnend. Zum SS 1965 wurde er zum Medizinstudium zugelassen, das er in Westdeutschland begann. Der Umzug nach Berlin erfolgte 1971, wo er zunächst mit einer Freundin zusammenlebte, die ein Kind von ihm bekam. Ein Jahr später zog er in eine Wg ein.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: Zum Vater habe sich überhaupt kein Kontakt entwickeln können, der sei ein typischer Geschäftsmann gewesen. Mit der Mutter und den Brüdern sei er besser ausgekommen. Die ersten Schuljahre seien normal verlaufen, er sei ein durchschnittlicher Schüler gewesen. Zu einem Mitschüler habe sich ein intensiver Kontakt entwickelt. Dieser Freund habe ihn völlig dominiert durch seine bessere soziometrische Stellung in der Klasse. In der siebenten Klasse habe er den ersten festen Freund gehabt, den er wegen seiner Ausdrucksfähigkeit bewundert habe, auch schien dieser bei Mädchen schon einen gewissen Erfolg zu haben. Diese Freundschaft, in der Z. auch wieder unterlegen gewesen sei, blieb bis zur Gründung der ersten Wg bestehen.

Der Kontakt zum Elternhaus sei gleich geblieben. Der Vater war Autoritätsperson, vor der Z. sich fürchtete. Er habe große Leistungsforderungen an ihn gestellt und bei Nichterfüllung seien Schläge und Sanktionen erfolgt. Der Vater wie auch seine Brüder seien ihm an physischer Kraft weit überlegen gewesen.

Das habe ihn dazu gebracht, den Versuch zu unternehmen, ihnen geistig überlegen zu werden, um eine Kompensation zu erreichen. Er habe als einziger Sohn das Gymnasium besucht, so daß sich aus den unterschiedlichen Interessen eine Entfremdung unter den Brüdern einstellte. Zur Mutter sei der Kontakt intensiver geworden, als die Brüder aus dem Haus fortzogen. Besonders nach dem Tod seines Vaters 1961 habe Z. gefühlt, daß er die einzige Stütze und Hoffnung seiner Mutter sei. Die Mutter habe ihn eigentlich schon immer den Brüdern vorgezogen, besonders in finanzieller Hinsicht.

Universität: Der Studienbeginn habe große Schwierigkeiten mit sich gebracht. Er habe sich plötzlich sehr isoliert gefühlt. Er lebte im ersten Semester noch bei der Mutter. Auf der Universität sei ihm die Oberflächlichkeit der Beziehungen zwischen den Studenten klargeworden. Dort habe es keine gefühlsmäßigen Bindungen wie in der Schule gegeben. Auch außerhalb der Universität seien seine Kontakte nicht über Kneipenbekanntschaften hinausgegangen. E. sei nicht in der Lage gewesen, irgendeine Beziehung aus eigenem Antrieb zu intensivieren. Dann habe er ein Mädchen kennengelernt, mit dem er längere Zeit zusammenlebte. Als sie schwanger wurde, habe er sie gebeten, das Kind abtreiben zu lassen. Als sie das nicht tat, sei er verzweifelt gewesen und aus der Stadt, in der er mit ihr lebte, nach Berlin „geflüchtet“. Die psychische Belastung einer Vaterrolle habe er nicht übernehmen können.

In Berlin habe er mit seinem ehemaligen Schulfreund und einem anderen Jungen eine Wg geplant. Er habe in Berlin sein Medizinstudium fortgesetzt und habe gehofft, durch das Leben in einer Wg sich aus seiner Isolation befreien zu können. Die Wg war mit 5 Studenten vorgesehen (3 männlich, 2 weiblich), der Einzug erfolgte nach langwieriger Wohnungssuche. Es wurde eine 6-Zimmer-Wohnung von einem Mädchen als Hauptmieterin bezogen. Z. habe geglaubt, daß man ihn in der Gruppe mit seinem Problem der zurückgelassenen Freundin verstehen würde. Er habe geglaubt, daß er mit Leuten, die so seien wie er, keine Kommunikationsschwie-

rigkeiten haben könne, man stünde sich durch ein gemeinsames Wohnen von vornherein emotional näher. Auch habe Z. eine finanzielle Erleichterung durch das Leben in der Gruppe erhofft. Um sich mit anderen wirklich verbunden zu fühlen, müsse man das Privateigentum aufgeben und aus gemeinsamer Kasse leben, so glaubte er. Die gemeinsame Kasse wurde aber von der Mehrzahl der Mitglieder abgelehnt und man wollte sich auf eine Haushaltskasse beschränken.

Schon nach einigen Monaten sei Z. sehr unzufrieden über das Wg-Leben geworden. Es habe nicht seinen Ideal-Vorstellungen entsprochen. Zu seinem Freund sei der Kontakt eher schlechter in der Gruppe geworden, da dieser Z. völlig gleichgültig gegenüberstand und auch zu seinen Problemen mit der Freundin nichts zu sagen hatte. Die übrigen drei seien ihm „egal“ gewesen. Er habe sie nach näherem Kennenlernen für nicht sympathisch genug gehalten, um ihnen näherkommen zu wollen. Ein Mädchen der Wg habe ständig dominante Bestrebungen gezeigt und habe sich in den Mittelpunkt spielen wollen. Mit ihrem festen Freund, der auch in der Wg lebte, habe es oft Streitereien gegeben, die durch die exzentrische Art des Mädchens die ganze Gruppe mitbeeinflussten. Dieser permanente halbexplosive Zustand habe Z. sehr gestört. Er habe sich in dieser Zeit oft mit LSD und anderen Rauschmitteln in extreme Zustände versetzt. Er habe die Isolation, die er empfunden habe, dann wenigstens total erleben wollen. Von den anderen sei er für dieses Verhalten kritisiert worden. Er sei aber so enttäuscht vom Gruppenkontakt gewesen, daß er keinen anderen Ausweg sah. Aktiv den unbefriedigenden Zustand zu verändern, das habe er nie gekonnt. Er habe passiv gewartet, daß man an ihn herantreten solle. Die Gruppe sei dann bald auseinandergefallen.

Danach sei Z. zu einem befreundeten Paar gezogen, hier habe er sich in völlige Inaktivität fallenlassen. Nach einem halben Jahr habe er eine Freundin kennengelernt, die ihm den Vorschlag gemacht habe, gemeinsam in eine Wg zu ziehen. So zogen sie gemeinsam mit einem anderen Paar in eine 4-Zimmer-Wohnung.

Als äußere Schwierigkeit habe sich bald die architektonische Besonderheit der Wohnung bemerkbar gemacht, 3 Zimmer waren Durchgangszimmer. Z. mußte, wenn er in die hinteren Zimmer gelangen wollte, durch die Wohnräume der zwei anderen Mitglieder. Das sei für ihn sehr bedrückend gewesen, weil er nie gewußt habe, ob er beim Durchqueren des Zimmers etwas sagen sollte oder nicht. Die angestrebte Intensität der Beziehungen untereinander sei durch den Freund des anderen Paares blockiert worden. Dieser habe es als unangemessen empfunden, Probleme der Partnerbeziehung mit anderen zu diskutieren. So beschränkten sich die Gespräche untereinander über Alltagsbanalitäten, wie z.B. Abwasch, Einkauf usw. Als sich dann das Mädchen von diesem Freund trennte und statt dessen ihr Bruder einzog, sei die Kommunikationsstruktur etwas freier geworden. Z. habe diesen Jungen aber ähnlich wie seinen Vater erlebt und habe auch ähnlich reagiert, nämlich mit einem Rückzug. Überhaupt habe Z. kein Wort der Kritik von einem anderen vertragen können. Das habe ihn sofort veranlaßt, sich zu isolieren. Sein Desinteresse den anderen Mitgliedern gegenüber sei oft zum Kritikansatz geworden. Z. habe dann geglaubt, man wolle ihn durch die destruktive Kritik bewußt in seine Isolation zurücktreiben. Die Wg bestehe jetzt fast ein Jahr. Nach dieser Zeit sieht er sich noch immer seinem alten Problem gegenüber, das er schon zu Anfang des Studiums hatte. Er habe es bisher nicht erreichen können, befriedigende Kontakte zu anderen herzustellen.

Epikrise:

Z. sucht die Psychotherapeutische Beratungsstelle auf, da er an der Oberflächlichkeit aller seiner Beziehungen leidet. Dieser Hauptkonflikt begleitet ihn durch alle Stadien seines Lebens. In der Schule funktionieren seine Beziehungen nach dem Prinzip, daß Z. sich völlig unterordnet und Anlehnung sucht, indem er sich mit Eigenschaften seiner Freunde und Lehrer identifiziert. Er bleibt aber passiv in dieser Situation, wie es auch für sein Verhalten zur Mutter charakteristisch ist. Sie verwöhnt ihn mit Geld und hat Erwartungen und Hoffnung in ihn.

Später taucht dieser Wunsch nach „Fütterung“ in der Wg wieder auf. Er will hier finanzielle Erleichterung erfahren, wünscht sich Unterstützung materieller und psychischer Art. Freie Verhältnisse entstünden nur nach Abschaffung des Privateigentums. Er selbst ist aber unfähig, den Schritt zu anderen hin zu wagen. Er wartet passiv und ist sehr enttäuscht, wenn man seine Appelle überhört, so daß er sich zeitweise in Rauschzustände flüchtet oder er macht die anderen dafür verantwortlich, daß sie ihn durch harte Kritik wieder in die Isolation treiben. Sichtbar wird sein Wunsch nach Inaktivität und Versorgung auch in der enttäuschten Phase nach Auflösung der ersten Wg, als er zu einem Paar zieht und sich dort bedauern läßt.

Die Testergebnisse sprechen für einen mehr depressiven Typ mit einer Tendenz zur Introversion. Der Kontakt zu den Eltern ist durch eine auffällige Beziehungslosigkeit zum Vater und durch eine enge Mutterbindung charakterisiert. Entscheidend für Z's Entwicklung ist der Tod des Vaters (Z. war 17 Jahre) und die damit reaktivierte Versuchung, den Vater ersetzen zu wollen. Der Kontakt zur Mutter sei zum jetzigen Zeitpunkt so gut wie tot. Er bezeichnet seine Mutter als zu „uninteressant“, um seine Zeit bei ihr zu vergeuden. Liebe und Zuwendung glaubt er in ausreichendem Maß von ihr bekommen zu haben. Nur habe sie zu hohe Erwartungen an ihn gehabt und habe ihn durch Verwöhnungen an sich selbst binden wollen. Er ist bis zum heutigen Tag in einer infantilen Erwartungshaltung anderen Menschen gegenüber steckengeblieben, die sich aus einer mißglückten Vaterbindung (mangelnde männliche Identifikationsmöglichkeit) und einer nur verwöhnenden Mutterbeziehung ergeben dürfte.

19. P.H.

männlich, 30 Jahre alt, studiert Romanistik im 21. Semester.
Biographische Daten: P. wurde 1944 in einer Kleinstadt als Sohn eines techn. Angestellten und einer Schneiderin geboren. P. hat eine Schwester (+ 4). Grundschule und Gymnasium besuchte P. in seiner Heimatstadt. Auch während seines Lateinstudiums

lebte er weiterhin bei den Eltern (7 Semester). Dann wechselte er den Wohnort und das Studienfach. Er zog nach Berlin und studierte Romanistik. Zuerst lebte er hier zur Untermiete (1 Jahr lang), dann zog er in ein Studentenheim, wo er 2 Jahre wohnte, seit 1969 lebt er in verschiedenen Wgen.

Einzelne Stadien der Entwicklung:

Kindheit und Elternhaus: In seiner Kindheit habe sich P. von seiner Mutter und seiner Schwester dominiert gefühlt, seinen Vater habe er nicht akzeptieren können, da dieser sich von der Mutter herunterputzen ließ. Seine Schwester (+ 4) habe er beneidet und gehaßt zugleich, da diese nie Kontaktschwierigkeiten gehabt habe, sie sei ihm ein Vorbild an Aktivität und Intelligenz gewesen. Über seinen Vater habe P. früher nie nachgedacht, der sei ihm als zu unwichtig erschienen, erst in letzter Zeit habe er sich mit der Person des Vaters auseinandergesetzt, dabei sei ihm aufgefallen, daß er eigentlich dem Vater ziemlich ähnlich sei in seinem Verhalten zu anderen. Man könnte ihn genau so leicht beherrschen.

Zu seiner Mutter habe eine Liebes-Haß-Beziehung bestanden. Er sei ihr einerseits dankbar, würde aber auch heftige Aggressionen gegen sie entwickeln. Bei einem ihrer Besuche in Berlin habe sie z.B. verlangt, daß P. ein Poster, auf dem ein unbekleidetes Mädchen abgebildet war, von der Wand nehmen solle. P. sei in diesem Augenblick klargeworden, daß ihn die „Neurose“ der Mutter abstoßen würde, er sei sehr aggressiv geworden.

In der Schulzeit habe P. unter Hemmungen gelitten, er sei zwar ein guter, aber unbeliebter Schüler gewesen.

Studienzeit: Zu Anfang seiner Studentenzeit habe er besonders unter Kontaktängsten gelitten, er habe völlig verstört in den Vorlesungen und Übungen herumgesessen. In Situationen, die er als „Ausflippen“ bezeichnet, habe er sich mehrmals nach Hause begeben, weil er dort unbewußt auf Hilfe gehofft habe. Diese Aktionen seien aber ohne Ergebnis geblieben, man habe ihn wie einen kleinen Jungen getröstet, das sei alles gewesen. Einmal habe er seiner Mutter gesagt, daß sie schuld an seinen Kontakt-

störungen sei, sie habe betroffen reagiert, sei aber unfähig gewesen, sich intellektuell mit dem Problem auseinanderzusetzen.

Als er nach Berlin kam, sei er zunächst zu einer älteren Frau als Untermieter eingezogen. Zu Anfang sei er über seine Freiheit sehr glücklich gewesen, dann seien aber bald Schwierigkeiten aufgetreten. Die Wirtin sei ihm plötzlich wie seine Mutter erschienen, sie habe ihn ständig überwacht. Auch habe sie an seiner Tür gelauscht und habe sich dann über ihn in einer lasziven Art lustig gemacht, sie habe ihn fühlen lassen, daß er nicht normal sei, da er ja nie eine Freundin mitbrächte. Diese Frau habe seine Kontaktscheu und Schüchternheit noch durch ihre ganze Persönlichkeit verstärkt. Dazu sei gekommen, daß sie ihn abhängig gemacht habe, sie habe seine Unselbständigkeit ausgenutzt, habe für ihn gekocht und andere nützliche Dinge erledigt, gleichzeitig habe sie aber erotische Forderungen an ihn herangetragen, gegen die er sich aus seiner ambivalenten Abhängigkeitsbeziehung nur schwer habe wehren können.

Nach einem Jahr sei er dann in ein Studentenheim umgezogen. Zu Anfang habe er sich über die vielen Kontaktmöglichkeiten dort gefreut. Bald sei ihm aber alles zu viel geworden. Was ihn besonders gestört habe sei die Tatsache gewesen, daß die anderen ihn auf bestimmte Rollen festgelegt haben, aus denen sich P. dann nicht mehr habe befreien können, außerdem seien ihm die Kontakte dort zu oberflächlich gewesen.

Nach einem Jahr sei er deshalb umgezogen in eine große Wohnung, in der außer ihm noch drei andere Studenten zur Untermiete lebten. Zu diesen Leuten habe P. überhaupt keinen Kontakt finden können. Er sei zu dieser Zeit noch ungewöhnlich unsicher gewesen und habe nicht die Energie aufbringen können, sich um ausgleichende Außenkontakte zu bemühen. Zu dieser Zeit sei der Plan der Gründung einer Wg entstanden. Das Projekt sei aber im Ansatz steckengeblieben, da sich herausstellte, daß 2 der künftigen Wg-Mitglieder an ähnlichen Problemen litten wie P. selbst.

Den Wg-Plan habe er deshalb als sinnlos erachtet, da man von solchen Leuten nichts lernen könne.

Zwei Jahre später sei P. in eine schon bestehende Wg eingezogen. Dort lebten 2 Jungen und ein Mädchen in einer 4-Zimmer-Wohnung. Das sei ein liberaler Haufen gewesen, hier habe P. gehofft, seine Kontaktängste abbauen zu können. Zu dem Mädchen habe er versuchen wollen, eine erotische Beziehung zu entwickeln. Der Wg-Gedanke habe ihn seit der Studentenbewegung schon immer fasziniert. Das Argument, daß private Schwierigkeiten auf gesellschaftlicher Ebene gelöst werden sollten, habe ihn entlastet. Zu eigenem politischen Engagement sei ihm seine Zeit zu kostbar, auch habe ihn der Leistungsdruck in Gruppen gestört. Deshalb habe er die Wg besonders gut gefunden, weil man dort keine Leistungen von ihm forderte.

P. habe in der Wg den Sinn einer Konzipierung einer Familie besserer Qualität gesehen, die Kontakte sollten hier viel intensiver werden, als es in der Familie der Fall gewesen sei. Die Privatsphäre jedes einzelnen sollte so gut wie abgeschafft werden, P. habe in der Gruppe genesen wollen, das stelle er sich so vor: Innerhalb der Wg soll ein „Prozeß“ in Gange kommen, der alle Verbindungen innerhalb der Gruppe intensiviert, dann gäbe es keine individuellen Probleme mehr, sondern nur noch kollektive. Er wolle uneingeschränktes Vertrauen zu den anderen entwickeln können, dazu müßten die Grenzen zwischen den einzelnen aufgehoben werden.

Nach einigen Monaten des Zusammenlebens sei P. bewußt geworden, daß seine Ideale in der Wg nicht wahr geworden waren. Die Kontakte seien unbefriedigend geblieben. Mit dem Mädchen sei er über freundschaftliche Gespräche nicht hinausgekommen, sie habe nicht den Versuch unternommen, ihn näher kennenzulernen. Zu den zwei anderen Studenten sei das Verhältnis etwas besser gewesen, aber es habe sich bald eine starre Vater-Kind-Beziehung herausgebildet, in der P. den Part des Sohnes gespielt habe. Der „Vater“ sei sehr männlich gewesen und habe ihn dominiert. Durch dieses Rollenritual habe sich P. in seiner Entfaltung eingeschränkt gefühlt, ihn habe es gestört, daß man ihn regelrecht

zum schwächsten Gruppen-Mitglied abgestempelt habe.

Dann habe er eine Freundin kennengelernt, er habe gehofft, daß er durch ihren Miteinzug in die Wg eine bessere Position in der Gruppe erlangen könne. Diese Freundin sei ein sehr fleißiger Typ gewesen, durch ihre Überaktivität sei er an ihrer Seite „depressiv versteinert“. Er habe seine Freundin ähnlich wie die Mutter und Schwester erlebt, die hätten sich auch durch seine Insuffizienz im Arbeitsbereich zu Höchstleistungen steigern können. Bedrückend sei für ihn auch die Tatsache gewesen, daß die Freundin bald intensivere Kontakte zu den anderen entwickelt hatte, als es ihm möglich gewesen war. Deshalb habe er das Verhältnis abrupt abgebrochen, er habe nicht länger in einer Mutter-Kind-Beziehung leben wollen.

Nach diesen zwei Jahren Wg-Erfahrung habe er sich dann eine Gruppe suchen wollen, in der man ihn wirklich verstehen würde. Er wählte eine Wg aus, in der zwei Brüder und eine Schwester lebten. Anfangs habe ihm die Intensität der geschwisterlichen Beziehungen imponiert, er habe geglaubt, daran teilnehmen zu können, bald hätten sich aber Disharmonien eingestellt. Die Brüder hätten sehr großen Respekt vor ihrem Vater gehabt; die ganze Wg sei ihm zu sehr auf die Familienprobleme der anderen konzentriert gewesen. P. habe geglaubt, er müsse die Vater-Rolle dort übernehmen, um vor den anderen bestehen zu können. Das habe ihn überfordert, er habe sich von den anderen verhöhnt gefühlt, er habe geglaubt, sie durchschauten ihn. Der Aufenthalt dort sei nach einer Weile eine solche seelische Belastung geworden, daß er nach einem halben Jahr beschloß, dort wieder auszuziehen.

Er habe danach nur noch in eine Wg ziehen wollen, in der es nicht so viele negative Identifikationsmöglichkeiten geben sollte.

Die Wg, in der P. seit 1972 lebt, besteht aus 5 anderen Studenten (3 weiblich, 2 männlich). Hier habe er sich zu Anfang wie in einem warmen Nest gefühlt. Man habe Verständnis für seine

Arbeitsschwierigkeiten gezeigt. Das habe ihm geholfen, seine Schwächen nicht so negativ einschätzen zu müssen. Nachdem er ein halbes Jahr dort gelebt habe, habe P. feststellen müssen, daß die anderen ihm entfremdet seien, der Kontakt sei auf einer Anfangsstufe stehengeblieben. Er habe die geistig-moralischen Grenzen abbauen wollen zwischen den einzelnen, das sei ihm nicht geglückt, die anderen hätten nicht die notwendige Sensibilität aufgebracht.

Alle Gruppen, die er kennengelernt habe, seien nicht in der Lage gewesen, eine Situation herzustellen, in der P. genügend Sicherheit hätte entwickeln können, nie habe man ihm das Gefühl vermittelt, daß er jemand sei. P. sehe diese Intensivierung der Beziehungen nicht im verbalen Kommunizieren, sondern in einer veränderten emotionalen Grundhaltung aller Mitglieder der Gruppe gegenüber.

Trotz der Erkenntnisse und Enttäuschungen der letzten 3 Jahre, die P. in Wgen erlebt hat, stelle für ihn die Gruppe die einzige Alternative einer Lebensform dar. Am liebsten wäre ihm eine Wg, die auch über die Studien-Zeit hinausreichen sollte, die mehr das Konzept einer Dauerlösung haben sollte.

Epikrise:

P's Hauptproblematik besteht in ausgeprägten Beziehungsstörungen. Dieser Konflikt wird schon in der Primärgruppe deutlich. Seinen Vater verachtet er, weil dieser genauso unfähig ist, sich gegen die Dominanz seiner Ehefrau zur Wehr zu setzen, wie es P. seiner Mutter und Schwester gegenüber ist. Mutter und Schwester erlebt er als überlegene Konkurrentinnen, denen er sich weitgehend unterwirft.

In seinem „Ausflippen“ werden seine infantilen Wünsche nach Verständnis und Anlehnung deutlich, die P. aber wieder verdrängt, indem er behauptet, man sei unfähig gewesen, sich intellektuell mit ihm auseinanderzusetzen. Die Mutter und die Schwester tauchen später in vielen Bezugspersonen wieder auf. So empfindet P. seine Wirtin als verführende Mutter, zu der er ein ambivalentes Verhältnis entwickelt. Auch seine erste Freundin gleicht innerlich und äußerlich dem Mutterbild, von dieser trennt sich

P., da er nicht länger in einer Mutter-Kind-Beziehung leben möchte.

Überall sieht P. Rollenfixierungen. So glaubt er, im Studentendorf auf eine Rolle durch die anderen festgelegt worden zu sein; in der ersten Wg drängt man ihn in die Rolle des schwächsten Mitglieds, in der nächsten Wg meint er, den Vater spielen zu müssen, um von den anderen akzeptiert zu werden. Er projiziert sein Über-Ich in die anderen hinein, wenn er behauptet, diese forderten Rollen von ihm. Kann er diese nicht spielen, fühlt er sich verhöhnt durch die anderen. In Gruppen wünscht er sich eine Atmosphäre, die frei sein soll von allen Forderungen. Die anderen sollen ihn und seine Schwächen akzeptieren und ihm das Gefühl vermitteln, daß er „jemand“ sei. Er strebt eine symbiotische Beziehung mit der Gruppe an und meint, erst dann könne er seine Probleme lösen und selbst genesen.

Testuntersuchung: P. ist ein gehemmter und depressiver Persönlichkeitstyp, was sich im MMPI-Profil nachweisen läßt. In seinen Ausführungen fällt auf, daß es ihm völlig mißlingt, sich selbst einzuschätzen, er empfindet sich so, wie ihn andere beurteilen.

Seine emotionalen Erwartungen an die Mutter sind enttäuscht worden und er sucht in Wgen dieses Defizit auszugleichen. Besonders betont P. die überhöhten Erwartungen der Mutter an ihn. Seine passiven Wünsche nach Versorgung erstrecken sich auf viele Bereiche. So fühlt er sich durch das Kochen der Wirtin für ihn ambivalent verpflichtet, ihren sexuellen Wünschen nachzukommen. Er fordert volles Verständnis für seine Probleme von den anderen, ist aber nicht bereit, auf Schwierigkeiten der anderen Rücksicht zu nehmen (das erste Wg-Projekt löst sich auf, da P. feststellt, daß andere ähnliche Probleme haben wie er); materiell würde er sich sicher fühlen, wenn die Wg für alle eine Dauerlösung darstellen würde, erst dann könne er sich von seiner Familie endgültig lösen. In allen Bereichen spiegelt sich sein Wunsch nach passiver Versorgung wider. Die Wg wird für ihn zu einem „warmen Nest“, wo er seine infantilen Bedürfnisse wiederholt.

III. DARSTELLUNG DER UNTERSUCHUNG

=====

1. Bericht über die Interviews

Es wurden Interviews an 19 Wg-Mitgliedern durchgeführt, die sich im Zeitraum der letzten zwei Jahre in der Psychotherapeutischen Beratungsstelle gemeldet haben bzw. sich dort in stationärer Behandlung befanden.

2. Auffälligkeiten im Untersuchungsgut

(siehe auch Tabelle 1, Seite 38)

Das Durchschnittsalter der Interviewten lag bei 25,2 Jahren, die Anzahl der bisher absolvierten Semester variierte sehr stark (2 bis 21). Die Mehrzahl der Studenten befanden sich in den Anfangssemestern. Einige waren Studienfachwechsler und hatten die Normzeit für das entsprechende Studium schon überschritten, so daß sich ein Mittelwert von 6,6 Semestern ergab.

Auffällig war die Majorität der weiblichen Wg-Mitglieder gegenüber den männlichen. Ob dieses auf Zufälligkeiten der Auswahl beruht oder eine Regelmäßigkeit vorliegt, müßte in einer statistischen Untersuchung nachgewiesen werden. Die Mehrzahl der Interviewten (68,5 %) lebte unverheiratet bzw. ohne festen Partner in den jeweiligen Wgen. Von den restlichen 31,5 % lösten sich die Paarbeziehungen innerhalb der Wg bei 50 % auf. Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang, daß 5 Probanden (26,3 %) als Motiv für den Einzug in eine Wg die Hoffnung auf Lösung von Problemen in ihren Partnerbeziehungen angaben.

Die klinischen Symptomatiken der einzelnen Untersuchten lassen Häufungen erkennen. Eine vorwiegend depressive Symptomatik findet sich bei 13 von 19 Untersuchten (68,5 %). Bei vier von dreizehn Interviewten war die Depression mit hyperorektischen Phasen verbunden. Bei 3 Untersuchten fand sich in der Anamnese ein Suicidversuch. Kontaktunfähigkeit in Form von Beziehungs-

störungen wurden bei 68,5 % d.h. bei 13 von 19 Untersuchten als Symptom deutlich und weist auf den Zusammenhang zwischen Problematik und Konfliktlösungsversuch hin.

Aus den Angaben über die einzelnen Wgen ergaben sich folgende Charakteristika (siehe Tabelle 3): die durchschnittliche Mitgliederzahl lag bei 5,6 Mitgliedern. Die Verteilung zwischen weiblichen und männlichen Mitgliedern lag zu Gunsten der männlichen Personen in den jeweiligen Wgen: in über 50 % der Gruppen überwog der Anteil an männlichen Mitgliedern. In zwei Fällen bestand eine reine Mädchen-Wg. In drei Fällen war das Wg-Modell aus zwei bzw. drei Paaren aufgebaut. Die Wohnqualität war sehr unterschiedlich. In der überwiegenden Zahl hatte jedes Mitglied die Möglichkeit, über ein eigenes Zimmer zu verfügen. Nur in drei Fällen existierte ein gemeinsamer Schlaf- und Arbeitsraum für alle Mitglieder. Es ist auffällig, daß von einigen Interviewten die räumlichen Unzulänglichkeiten für die entstehenden Probleme verantwortlich gemacht werden, während andere Befragte gerade diesen Zustand als besonders befriedigend empfunden haben. Dies deutet auf die unterschiedlichen Erwartungen und Probleme der einzelnen hin. Bei der Frage nach der Fluktuation bzw. Konstanz der Mitglieder der Wg galt ausschließlich der Zeitraum, in dem der Proband in der Wg lebte. In drei Fällen läßt sich eine stärkere Fluktuation nachweisen, so daß der durchschnittliche Aufenthalt der Mitglieder nur in der Größenordnung von Wochen lag. Individuen, die sich solchen Gruppen angeschlossen hatten, empfanden diese Unruhe und den ständigen Wechsel der Kontaktpersonen durchgehend als angenehm und ihren Bedürfnissen nach „Kontakt“ entsprechend. Die durchschnittliche Zeit, die die Probanden in Wgen verbrachten, lag bei 1,5 Jahren.

Die Ideale und Ziele der einzelnen Gruppen ergeben Schwerpunkte. So tauchen bei 26,3 % der untersuchten Gruppen Zielvorstellungen wie gemeinsame politische Arbeit auf; 31,5 % wollen sich hauptsächlich mit Problemen des eigenen Gruppenlebens beschäftigen bzw. haben sich zur Aufgabe gemacht, diese Probleme zu lösen.

Die Majorität der Gruppen sieht als wichtigste Zielvorstellung das bewußte Erleben von Kollektivität an, verbunden mit dem Wunsch, „alles“ möge sich spontan zum Guten entwickeln, wenn erst einmal die Gruppe bestehe. Dieser zum Ideal hochgezüchtete Kollektivismus, der die gewünschte Spontaneität ad absurdum führt durch Vorschriften wie gemeinsame Kasse (4 Fälle), Verbot fester Paarbeziehungen (5 Fälle), gibt einen ersten Einblick in die nicht realitätsangepaßten Phantasien der Untersuchten. In der Mehrzahl werden die Ziele der Gruppen als die eigenen übernommen und für gut empfunden; nur in einem Fall kommt es im Verlauf einer Psychotherapie zu Zweifeln und die Diskrepanz zu den eigenen Zielen und Wünschen wird deutlich (Fall 4).

3. Tabelle über Gruppencharakteristika

Tabelle 2

	Mitgliederzahl	Anteile männl. weibl.	Wohnqualität	Dauer der Wg	Fluktuation	Ideale und Ziele
a	5	3 / 2	1 gemeins. Schlaf- u. 1 gem. Arbeitsraum	1/2 J.	nein	gemeinsame politische Arbeit
b	4	2 / 2	jeder 1 Zimmer u. Gemeinschaftsraum	2 J.	nein	Probleme besprechen
	5	3 / 2	1 gemeins. Schlaf- u. 1 gemeins. Arbeitsraum	2 J.	nein	keine konkreten Ziele
	5	4 / 1	5-Zimmerwohnung zur freien Disposition	3 J.	ja	keine Gruppenziele
	9	5 / 4	jeder hat 1 Zimmer u. gemeins. Aufenthaltsraum	1 J.	nein	therapeutische Wohngeg., nimmt Trebegänger auf, gemeinsame Kasse, freie Sexualität
a	4	2 Paare	1 1/2 Zimmer paarweise genutzt	1/2 J.	nein	Probleme der Partnerbeziehungen besprechen
b	10-15	nicht konstant	2 Zimmer	1/2 J.	ja	freie Sexualität, freie Kommunikation
c	13	8 / 5	7 Zimmer zur freien Disposit.	2 J.	nein	gemeinsame politische Arbeit
	4-5	1 / 4 die längste Zeit reine Mädchen-Wg	jeder hat 1 Zimmer	2 J.	nein	Probleme besprechen
	4	2 / 2	jeder hat 1 Zimmer u. Gemeinsch. Raum	2 J.	nein	freie Kommunikation, gemeins. polit. Engagement
	3	2 / 1	jeder hat 1 Zimmer	1 J.	nein	gemeinsame Kasse, Probleme besprechen
a	9	3 Paare u. 3 Kinder	Villa, jeder hat 1 Zimmer u. Gemeinschaftsräume	2 J.	nein	Emancipation der Frauen, gemeins. Kindererziehung, Versuch freier Sexualität
b		3 / 2	jeder hat 1 Zimmer u. Gem. Küche	1 J.	nein	Wg möchte eine "Gruppenanalyse" durchführen.
	4	2 / 2	5 Zimmer-Wohnung jeder hat 1 Zimmer	2 J.	nein	keine gemeinsamen Ziele, inkohärente Gruppe

	Mitgliederzahl	Anteile männl. weibl.	Wohnqualität	Dauer der Wg	Fluk- tua- tion	Ideale und Ziele
11 a	9 - 12	wechs-	gr. Altbauwohn.	1 1/2 J.	ja	freies Ausleben aller Im-
b	6	4 / 2	gem. Schlafrum jeder hat 1 Zim- mer u. Gem.Raum	1 J.	nein	pulse, freies Kommunizieren möglichst viel gemeinsame Aktivitäten, gemeinsame Kasse
12	4 - 12	2 Paare	5-Zimmerwohnung paarweise auf- geteilt	2 J.	nein	Probleme der Partnerbezie- hung besprechen, Lebenskreis erweitern, Isolation aufheben
13	6	4 / 2	Haus, jeder hat 1 Zimmer	1 J.	nein	alles soll sich spontan entwickeln, freies Kommu- nizieren
14	7	4 / 3	Prinzip der ge- meins. Nutzung aller Räume	2 J.	nein	gemeinsame Freizeitgestal- tung, Gemeinschaftskasse
15	7	4 / 3	jeder hat 1 Zim- mer u. Gem.Raum	1 J.	nein	gemeinschaftl. Reisen, Dis- kussion über gesellschaft- liche Probleme
16	4	0 / 4	jeder hat 1 ei- genes Zimmer	1 1/2 J.	nein	Probleme besprechen
17 a	3	1 Paar u. 1 Mädchen	4-Zimmerwohn- g, jed. hat 1 Zim- mer	2 J.	nein	Erweiterung des Lebenskrei- ses, Aufhebung der Isola- tion in d. Partnerbeziehung
b	5	2 Paare u. 1 Mädchen	4-Zimmerwohn- g, wechs. Nutzung	2 J.	nein	Probleme der Partner- beziehung lösen
18 a	5	3 / 2	6-Zimmerwohn- g, wechs. Nutzung	2 J.	nein	priv. Eigentum aufgeben, aus einer Kasse leben
b	4	2 Paare	4-Zimmerwohn- g, (3 Zimmer als Durchgangszimmer)	1 J.	nein	Probleme der Partner- beziehungen lösen
19 a	5	3 / 2	4-Zimmerwohn- g, jeder hat 1 Zim- mer	2 J.	nein	Privatsphäre soll abgebaut werden, Neigung zu totalen Kollektivismus
b	4	3 / 1	3-Zimmerwohn- g, 1 gem. Schlaf-, 2 Arbeitsräume, wechs. Verteilg	1/2 J.	nein	Lösung von Problemen, die Wg-Mitglieder untereinander entwickeln
c	6	3 / 3	6-Zimmerwohn- g, m. Gemeinschafts- küche	1 J.	nein	Verständnis füreinander aufbringen, die Probleme der anderen verstehen und lösen

4. Beschreibung der Gruppen

Die im allgemeinen Teil der Arbeit geschilderten Charakteristika von Gruppen ließen sich in den Wgen nachweisen. Aufgrund der erhobenen Daten lassen sich die Wgen in verschiedene Kategorien mit bestimmten Merkmalen einordnen.

1. Es gibt z.B. Wgen, die sich durch strenge Vorschriften auszeichnen. Diese werden entweder im moralischen oder im politisch sozialen Bereich angewandt:

Die Wg, in der Fall 1) lebt, zeichnet sich durch eine streng angewandte Gruppenvorschrift aus, welche politische Ansprüche an die einzelnen stellt. Bei Nichterfüllung dieser Vorschriften werden die Mitglieder „eliminiert“, bzw. bekommen solange eine Sündenbockfunktion zugeteilt, bis sie von selbst die Gruppe verlassen. Das Ansehen innerhalb der Gruppe hängt weitgehend von der „richtigen Haltung“ den fiktiven Zielen gegenüber ab. Dies wird z.B. in diesem Fall dadurch deutlich, daß der Interviewte sich aus der Beziehung zu einer Freundin löst, da diese den Gruppenvorstellungen nicht entsprechen kann.

Auch die Gruppe des Falls 4), die sich als therapeutische Wg versteht, zeichnet sich durch rigide Vorschriften aus. Diese werden den Mitgliedern für alle Bereiche des Lebens diktiert. Es werden Fragen des persönlichen Besitzes, wie auch der Partnerbeziehung von der Gruppe festgelegt. Sie schreibt das Prinzip der gemeinsamen Kasse und der freien Sexualität vor. Diese Prinzipien werden durch die Instanz einer dominanten Person der Wg kontrolliert. Fall 6), 7) und 17) leben in ähnlich konfigurierten Gruppen. Im Fall 7) wird besonders die Extrapunitivität deutlich, die zur Abwehr gruppeninterner Spannungsfelder dient.

2. Eine Verurteilung von festen Paarbeziehungen findet sich in den Fällen 3), 6), 7), 9) und 17).

Zwei Wgen lehnen als reine Mädchengruppe heterosexuelle Beziehungen ab. Hier wird eigene Problematik in Partnerbeziehungen auf Gruppenebene gelöst.

3. Als dritte Variante stellt sich ein Gruppentypus dar, der sich durch Vermeidung und Verurteilung von Leistung auszeichnet.

In einigen Wgen findet eine Verständigung der Mitglieder untereinander hauptsächlich in Form von Schlagwort-Kommunikation statt. Auf die Hintergründe dieser Art des Kommunizierens wurde bereits eingegangen. (s. S. 34). Es wird hier eine Exklusivität geschaffen, die das Gruppen-Ich stärkt. Das Zusammengehörigkeitsgefühl wird gefördert, da die Grenzen zwischen den einzelnen Individuen mit je eigener Problematik wegfällen; es findet eine äußerliche Nivellierung auf eine einheitliche Ebene statt. Solche Interaktionsformen finden sich in den Gruppen der Fälle 11), 14), 5), 4), 9), 12) und 18) mehr oder minder ausgeprägt.

4. Einige der Gruppen verstehen sich als therapeutische Wgen. Die Wg des Falles 4) nimmt Trebegänger auf, die Gruppe des Falles 9) führt eine Gruppenanalyse durch, um Probleme der Mitglieder zu lösen. Diese Modalitäten der Hilfe bleiben nur „Spiele mit der Wahrheit“ und arten in Psychoterror aus (siehe Fall 9). Die therapeutische Wg mit sozialen Ambitionen, anderen helfen zu wollen, kann problematisch werden, wenn die Mitglieder sich nicht im Klaren darüber sind, welche Funktion das Helfen wollen für sie erfüllt; wenn die enge Verknüpfung zwischen Helfen wollen und Wunsch nach Hilfe nicht erkannt wird.

5. Einige Gruppen treten durch eine auffällige Inhomogenität hervor, die sich aus verschiedenen Einflußsphären, wie z.B. unterschiedlichen Berufen bzw. Studienfächern, unterschiedlichen Altersstufen oder aber auch aus divergierenden Idealvorstellungen ergibt. Hier wird die Frage aufgeworfen, warum solche Gruppen weiterbestehen und welche Funktion sie für den einzelnen erfüllen sollen.

Im Fall 10) wird z.B. deutlich, daß der Wunsch nach Nähe anderer vertrauter Personen so groß ist, daß alle Unzulänglichkeiten der Gruppe in Kauf genommen werden. Zum anderen spielt der Gesichtspunkt eine Rolle, daß eine inhomogene Gruppe wenig Anforderungen an ihre Mitglieder stellt und ein weitgehend verun-

sichertes Individuum, wie es im Fall 10) beschrieben ist, dies nur als Vorteil sehen kann. Fall 13) lebt ebenfalls in einer Wg, deren Charakteristikum eine weitgehende Inhomogenität ist. Auch hier liegt der Fall eines kontaktgehemmten Individuums vor, das sich schnell überfordert fühlt und seine Wahl, in einer solchen Gruppe zu leben, kommt einem Ausweichen vor Anforderungen durch die Gruppe gleich.

36,9 % (7:19) der Untersuchten haben in verschiedenen Wgen gelebt. Sie sind trotz mehrfacher Enttäuschung in ihren Erwartungen an die Gruppe auf der Suche nach einer idealeren Gruppe geblieben.

18 von 19 Probanden (94,7 %) sind durch das Leben in einer Wg nicht zufriedengestellt worden. Nur für 1 Probanden ergab sich aus dieser Enttäuschung die Konsequenz, aus der Wg auszuziehen und eine andere Lebensform zu erproben.

5 a) Ergebnisse der Testuntersuchungen (MMPI)

Jeder Interviewte wurde im Anschluß an das Gespräch gebeten, die Fragen des MMPI-Tests zu beantworten. Der MMPI (Minnesota Multiphasic Personality Inventory) ist ein psychodiagnostisches Hilfsmittel und besteht aus Fragen, auf welche die untersuchte Person mit je Ja oder Nein zu reagieren hat. Die Feststellungen enthalten Aussagen über das Befinden - physisch und psychisch -, Verhalten, über Gewohnheiten, Ansichten, Einstellungen, Interessen, Erfahrungen.

Die Feststellungen, auf die der Proband zu antworten hat, können als Reizmuster verstanden werden, die Antworten der Untersuchten gelten demzufolge als Reaktionsmuster. Das Prinzip der Untersuchung ist empirisch, d.h. in größeren Untersuchungen wurden Reaktionsmuster mit Merkmalen von Persönlichkeit, Befunden und Verhalten korreliert. Die Ergebnisse können mit Hilfe von Skalen verglichen werden. Skala bedeutet eine Gruppe von Antworten, die auf Grund empirischer Erfahrung zwischen einer

bestimmten Gruppe von Personen mit einem gemeinsamen Merkmal und klinisch Gesunden zu unterscheiden vermag. Eine Skala ist ein Maß für ein Syndrom, ein Persönlichkeitszug, eine Verhaltensweise. Besondere Aufmerksamkeit wurde in der Untersuchung folgenden Skalen gewidmet: Skalen, die Introversion bzw. Extraversion, Depressivität, soziale Fehlanpassung bzw. Soziopathien, sowie das Selbstvertrauen, die Identitätsstärke messen.

Die Ergebnisse der Untersuchung ergaben auffällig erhöhte Werte in der Skala der Depressivität. Bei 16 von 19 Untersuchten (84,2 %) konnte eine Depressivität nachgewiesen werden.

Tabelle 3

Skalenwerte für Depressivität

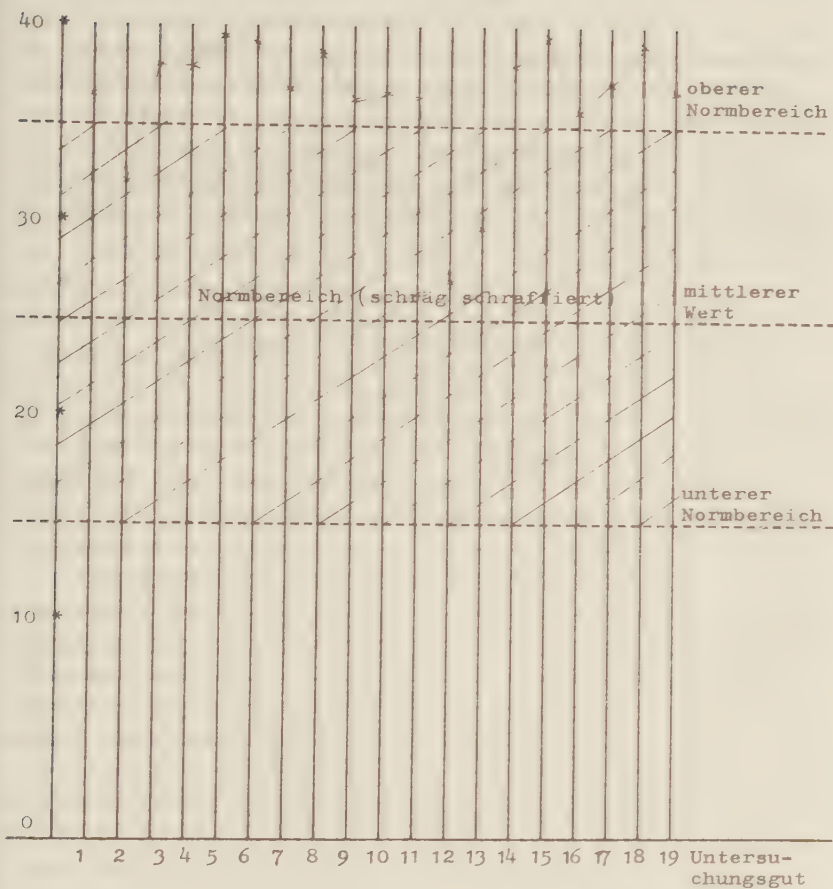


Tabelle 3 zeigt, daß 16 von 19 Untersuchten (84,2 %) in der Skala der Depressivität über der oberen Normgrenze mit ihren Werten liegen.

Die Tatsache, daß bei dieser hohen Prozentzahl der Untersuchten eine depressive Grundhaltung nachgewiesen werden konnte, korreliert mit der Häufigkeit des klinischen Befundes „Depressive Neurose“, die in Tabelle 1 unter der Rubrik „Art der Störung“ in 13 von 19 Fällen auftaucht (68,5 %).

Als weitere relevante Skala erwies sich die der sozialen Introversion. Hier ergaben sich bei 12 von 19 Untersuchten (63,1 %) auffällig erhöhte Werte. Dieser Befund ist bemerkenswert, setzt man ihn in Beziehung zu den Motiven mehrerer Wg-Mitglieder, sich einer Gruppe anzuschließen. Diese Motive drücken den Wunsch aus, die innere Isolation zu durchbrechen und wären der sozialen Introversion als Persönlichkeitsmerkmal entgegengesetzt.

5 b) Ergebnisse des Fragenkatalogs über die Eltern

Der zweite Teil der Testuntersuchung bestand aus bestimmten Fragen (siehe Literaturnachweis und Anhang), wobei Themen zur Erörterung kamen, wie Ehe der Eltern, Lebensweg und -situation der Eltern der Untersuchten, allgemeine Erziehung, Sexualerziehung, eigene Einstellung zu den Eltern, Verbundenheit im Jugendalter mit dem Elternhaus und Schul- und Berufsfragen. Durch die Erfragung der wichtigsten Lebensgeschichtlichen psychosozialen Daten sollte der Untersuchte sein subjektives Eltern-Imago darstellen. Entscheidend ist dabei die Frage, ob die vom Untersuchten geschilderten Fakten als Neurosen-determinierendes Gewicht für den Patienten aufzufassen sind. Neurotische Tendenzen werden hier durch ein spezifisches Antwortmuster auf bestimmte Fragen nachgewiesen. Die Entscheidung, ob eine solche Determinante aus der Anamnese zu erheben ist, läßt sich nur im Zusammenhang mit dem vorher erstellten Interview treffen. Entscheidend ist die Art des Untersuchten, mit dem Problem umzugehen. Weiterhin muß die Reflexionsfähigkeit des Interviewten über das Problem und deren Bedeutung für die

Gegenwart betrachtet werden, um zu einem Resultat zu gelangen. Die vorher im Interview erfaßten äußeren Daten dienen als Rahmen für eine Einordnung. Durch die Fragensammlung über die Eltern sollte der Versuch gemacht werden, Häufungen von spezifisch kindlichen Situationen oder Familienkonstellationen aufzuzeigen, die evtl. eine Korrelation zu dem Wunsch, in Wgen leben zu wollen, herstellen könnte.

Die Antworten auf 11 (von 26) Fragen erwiesen sich als relevant. 15 weitere der 26 Fragen erwiesen sich als weniger relevant.

72,9 % (: 15 Untersuchte) empfanden ihre Eltern als kontaktschwach (1). Die Kontaktschwäche der Eltern, die besonders von den Fällen 1), 4), 5), 8), 9) und 11) betont wird, läßt annehmen, daß es sich bei diesen Eltern selbst um neurotisch-gestörte Individuen gehandelt hat, die aufgrund ihrer Introversionshaltung ihre Kinder kontaktbehindernd erzogen haben, vor allem in Form von Überbesorgnis.

Kontakt- und Beziehungsstörungen sind in 72,9 % (15 von 19) des Untersuchungsgutes nachzuweisen.

Eine Rigidität, einhergehend mit anankastischer Veränderungsfurcht, glaubten 72,9 % (: 14) der Probanden bei ihren Eltern festgestellt zu haben (3).

„Die Tendenz zur Rigidität zielt darauf ab, Sicherheit zu gewinnen durch Festlegung von Umständen und Abläufen, also durch Verbiegung der beweglichen Ordnung des Lebens in Richtung auf Ordnung, was zu Starre, Pedanterie und Beherrschung anderer führt“. (11)

Solche Eltern werden verstärkt das Verhalten der Kinder festlegen wollen. Das Weltbild, das durch einen Charaktertyp dieser Art vermittelt wird, ist mit vielen Gefahrenvalenzen besetzt, was sich aus der Unsicherheit der vermittelnden Person selbst ergibt. Eine Auflehnung gegen dieses introjizierte Weltbild wird für den in einer solchen Atmosphäre Aufgewachsenen leichter in einer Gruppe Gleichgesinnter zu vollziehen sein. Im Einzelnen wäre zu untersuchen, inwieweit diese Beeinflussung als neurotisierender Faktor gelten kann und inwieweit

eine äußere Veränderung, wie z.B. das Leben in einer Wg, die ein anderes Weltbild vermittelt, dem Individuum Hilfe leisten kann im Sinne einer zweiten Sozialisation.

78,9 % (:15) der Probanden empfanden ihre Eltern als kränkbar und aggressiv (4).

Die Aggression und Verletzung durch die Eltern führt auf die Dauer zum Aufbau einer Gegenhaltung. Um die Furcht vor Verletzungen abzuwehren, kommt es zu „latenter Gegenaggressivität“ oder „verhaltener Depressivität“ (11).

Diese Verhaltensweisen lassen sich in den Falldarstellungen wiederfinden. Von vielen Probanden wird betont, daß sie in der Wg eine aggressionsfreie Atmosphäre suchten. Diesem Wunsch wurde in einigen Fällen nicht entsprochen und es brachen dann primär-gruppenspezifische Reaktionen auf Aggressionen bei den Untersuchten wieder auf.

94,7 % (:18) der Interviewten meinten, ihre Eltern hätten zu hohe Erwartungen in sie gesetzt (5).

Eine Möglichkeit, diese Häufung zu erklären, läge in der Annahme, daß die Eltern selbst neurotisch-deformierte realitäts-unangepaßte Erwartungen entwickelt haben und so zur Entwicklung des Kindes zum gestörten Individuum unbewußt beigetragen haben. Die zweite Möglichkeit einer Erklärung würde beinhalten, daß die Entwicklung des Kindes schon zu einem früheren Zeitpunkt gestört gewesen ist und der Betroffene aus seiner Gestörtheit die normalen altersentsprechenden Erwartungen der Eltern als überhöht empfunden hat.

89,4 % (:17) wiesen auf einen Mangel an Liebe und Liebesausdruck in der Ehe der Eltern hin (13).

Damit sich eine sexuelle und soziale Partnerschaftsfähigkeit entwickeln kann, müssen die Eltern als Partner zueinander erlebt werden. Fehlt die Gelegenheit für den Heranwachsenden, Ausdrucksweisen der Liebe zwischen den Eltern kennenzulernen, so ist er in seiner psychischen Ausstattung als späterer Partner benachteiligt. Mit dieser Aussage korreliert die auffällige Häufung von Partnerproblemen im Untersuchungsgut (17 von 19 Untersuchten: 89,4 %).

Der Kontakt zwischen Eltern und Kindern wurde von 84,2 % (:16) der Fälle als unzureichend bezeichnet (14).

Auch hier muß eine Unterteilung stattfinden zwischen gestörtem Verhalten der Eltern oder aufgrund von kindlicher Gestörtheit empfundener Störung des Kontakts. In beiden Fällen resultiert eine Ich-schwache Persönlichkeit. Inwieweit und ob überhaupt dieses Defizit durch äußere Einflüsse auszugleichen ist, erscheint fraglich.

Eine Bevorzugung eines der Geschwister in der Familie gaben 78,9 % (:15) der Interviewten an.

Hinsichtlich des Gefühls, mehr oder weniger geliebt worden zu sein, gibt es Täuschungen und Verfälschungen der Erinnerung, daher kommt es in dieser Frage lediglich auf den pathogenetischen Aspekt und nicht auf die Wahrheitstreue der anamnестischen Aussage an. Bei subjektivem Empfinden der Bevorzugung eines gegengeschlechtlichen Geschwisters kann eine ödipale Problematik vermutet werden. Das Gefühl, nicht geliebt worden zu sein, das Insuffizienzgefühl der eigenen Person, ist Bestandteil einer depressiven Neurosenstruktur, die auch als MMPI-Untersuchungsergebnis hervorsteicht.

94,7 % (:18) meinten, daß ihre Eltern sich ihnen wenig zugewandt haben: „allein gelassen werden, gilt als eine wesentliche Bedingung für schizoide und introvertierte Entwicklung (RIEMANN), vor allem, wenn nicht objektive Verhinderung Schuld ist, sondern in Anspruchgenommensein durch Egoismus oder eigene Problematik“ (11).

Wird das Bedürfnis nach Zuwendung und Kontakt in der Kindheit nicht befriedigt, kann dies zu einer Reifungshemmung des Individuums führen. Es ist auffällig, daß viele der Interviewten in den Wgen gerade die Qualitäten von Zuwendung und intensiven Kontakten suchen, Dinge, die sie glauben, in nicht ausreichendem Maße in der Kindheit erhalten zu haben.

In 89,4 % (:17) der Fälle fühlten sich die Untersuchten durch ihre Eltern überfordert.

Überforderung soll hier im Sinne eines inadäquaten nicht alters- und situationsgerechten Forderungsanspruchs verstanden werden. Eine Überforderung kann die Persönlichkeit des Heranwachsenden in verschiedener Weise stören. Sie führt entweder zu einer Entmutigungsreaktion und regt dann Ausweichtendenzen an oder sie zwingt denjenigen, der den hohen Anspruch introjiert hat, zur Selbstüberforderung. In beiden Fällen kommt es zu Schuldgefühlen. Beide sind in dem Augenblick, wo echte Anforderungen gestellt werden, gefährdet. „Die einen geraten leicht in eine unsachliche Oppositionshaltung, die anderen werden sich mit Aufgaben überhäufen lassen (11).

Diese beiden Reaktionstypen finden sich bei verschiedenen Wg-Mitgliedern wieder. Eine Oppositionshaltung, die z.T. durch herrschende Gruppennormen eine Aufwertung erfahren kann, verleitet den Betroffenen, jede Verantwortung grundsätzlich abzulehnen, jede Belastung „als Stress“ zu interpretieren und damit in einer bloßen Antihaltung zu verharren.

In der überaktiven Rolle finden wir die nach Dominanz strebenden Individuen wieder, die sich stärker als die übrigen für gemeinsame Ziele einsetzen, sich aber häufig in ihrer dominanten Stellung selbst überfordern.

Der Begriff Überforderung ist wieder subjektiv. Für das Gefühl der Überforderung gibt es keinen einheitlichen Maßstab. Jeder einzelne hat eine ihm eigene Einstellung zu Forderungen und ganz entscheidend wirkt dabei die Interaktionssituation zwischen Forderndem und Gefordertem mit.

In den Antworten der Probanden findet sich eine Häufung der Aussage, die eine Überforderung im Leistungsbereich beschreibt.

94,7 % (:16) gaben an, von den Eltern keinerlei Einführung in das Erwachsenenleben erhalten zu haben, etwa in Form von Berufswahlhilfe, Anregung zur Freizeitgestaltung, Austausch von Lebenserfahrungen.

Je mehr neurotische Spannungsherde im Kindesalter schon vorhanden waren, desto wichtiger können Fehlentscheidungen in der

Berufsfindung, aufgezwungene Welt- und Lebensanschauungen in der Neurosenpathogenese werden.

Auch hier kann wieder die Interpretation der Situation durch schon manifest gewordene Störungen überlagert sein, so daß sich unter der Kritik eine Vorwurfshaltung, ein infantiler Anspruch verbirgt, dessen Inhalte von denen, die geäußert werden, abweichen.

Die mangelnde Reife wird nicht von der eigenen Problematik hergeleitet, sondern wird als das Produkt von Versäumnis und Fehlverhalten der Umwelt interpretiert. Der infantile Anspruch beschränkt sich nicht auf das Elternhaus, sondern wird im Sinne einer Perpetuierung auf die Wg-Mitglieder übertragen. Dies läßt sich in den Fällen 2), 3), 4), 5), 6), 8), 13), 15), 18) und 19) nachweisen.

Weniger relevante Fragen für die Untersuchung ergaben folgende Ergebnisse:

Auf die Frage nach der Unangepaßtheit der Eltern antworteten weniger als 50 % (:9) mit einer Zustimmung (Frage 2).

73,7 % (:14) empfanden ihre Eltern als jähzornig (6).

Eine ideologische Intoleranz in der Familie gaben 88,5 % (:13) an (7).

73,7 % der Untersuchten (14) meinten, ihre Eltern seien zu wenig bereit gewesen, neu dazuzulernen (8).

63,1 % (:12) meinten, einen Mangel an politischer Aufgeschlossenheit in ihrer Familie erlebt zu haben (9).

In 73,7 % (:14) bestand zwischen den Eltern ein Bildungsniveauunterschied (10).

Einen Mangel an Rücksichtnahme und Hilfe empfanden 68,5 % (:13) in ihrer Familie (11).

73,7 % (:14) der Befragten gaben an, daß ein Elternteil durch den anderen entwertet wurde (12).

73,7 % (:14) der Interviewten hatten den Eindruck, daß ihre Eltern sie in der Kontaktaufnahme zu anderen Kindern behindert hatten (16).

63,1 % (:12) gaben an, daß ihre Eltern Freundschaften unterbunden hätten (17).

Auf die Frage, ob die Eltern in Lenkungssituationen eher hart oder eher schwach reagierten, antworteten 57,8 % (:11), daß ihre Eltern eine vorwiegende Härte zeigten und 42,1 % (:8) meinten, eine eher nachgiebige Unentschlossenheit bei den Eltern festgestellt zu haben (19, 20).

63,1 % (:12) gaben an, oft bestraft worden zu sein (22).

68,5 % (:13) meinen, von ihren Eltern ironisch und seelisch verletzend behandelt worden zu sein (23).

89,4 % (:17) wurden nicht sexuell aufgeklärt (25).

57,8 % (:11) glauben, daß die Eltern sich nicht ausreichend um Angelegenheiten der Schule und Ausbildung gekümmert haben.

6. Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse

Die Frage nach dem Neurosen determinierenden Einfluß bestimmter Erlebnisse wurde bei den entsprechenden Fällen in der Epikrise behandelt. Die Fragestellung nach Häufungen von bestimmten Familienkonstellationen bzw. Eltern-Kind-Problemen läßt sich nicht eindeutig klären, da, wie schon an Hand der einzelnen Fragen kommentiert wurde, eine realitätsgerechte Erhebung der

Daten nicht möglich war, die Untersuchten vielmehr die Tendenz hatten, Schuldige für ihre Schwierigkeiten anzuführen, entstanden verzerrte Bilder der Realität. Ein anderer Teil der Befragten, deren Problematik nicht mit den Fragen in Beziehung stand, antwortete demgegenüber realitätsgerecht, so daß eine Zusammenfassung der Ergebnisse aus beiden Befragungsgruppen als nicht sinnvoll erscheint. Auffällig war, daß die Befragten mit einem negativen Eltern-Imago sich aus ihrer Enttäuschung einer Wg zuwandten, daß jedoch das Rachepotential zu groß war, um mit der frei gewählten neuen Lebensform eine befriedigende Kompensation zu erreichen.

Faßt man die Ergebnisse der Interviewreihe und der Testuntersuchungen zusammen, so entsteht ein komplexes Bild jedes Untersuchten.

Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, einen Fokalkonflikt herauszuarbeiten, der die Lebensgeschichte der einzelnen durchsetzt bzw. entscheidend beeinflusst.

Die folgende Tabelle 4 gibt Aufschluß über die Hauptproblematik in der Entwicklung des Individuums, stellt diese dem klinischen Befund, den gegenwärtigen Problemen und denen, die in der Wg auftraten, gegenüber.

7. Zusammenhänge von früherer und jetziger Problematik

Tabelle 4

	Klinischer Befund	Problem früher	Problem jetzt	Hauptkonflikt in Wg
1	Depression m. Hyperorexie	Außenseiterstellung, fühlt sich von beiden Elternteilen abgelehnt	Arbeitsstörungen, Partnerprobleme	fühlt sich von den anderen abgelehnt, Entwicklung depressiv. Insuffizienzgefühle
2	Depression m. sexuellen Störungen	Wunsch nach Anlehnung durch intellekt. Verhalten abgewehrt	Kontakthemmung bei gr. Kontaktbedürfnis	Nichterfüllung von Wünschen nach Kontakt
3	Depression m. Hyperorexie	Dominanz in Gruppen	innere Kontaktunfähigkeit	Dominanzstreben ermöglicht nur „Pseudo-Kontakte“
4 b	depressive Neurose	ödipale Problematik starke Leistungsorientiertheit	Leiden unter d. Oberflächlichkeit aller Beziehungen	Opfer eigener Interessen zu Gunsten einem Bedürfnis nach Gruppenzugehörigkeit, Aufbruch ödipaler Problematik
5	depressive Neurose	Mangel an Eigenständigkeit	Kontaktstörungen, Angst vor fremden Menschen	Verstärkung der Ängste und Gefühl der Überforderung durch die Gruppe
6	depressive Symptomatik m. Kontakt u. Arbeitsstörg.	Schaffung von Sonderstellungen.	Erleben von Oberflächlichkeit aller Beziehungen	Wohlgefühl nur in Sonderstellung innerhalb der Wg.
7	Kontaktstörungen	Gefühl der Ablehnung durch den Vater, Studiumverbot	Arbeitsstörungen	Erlebnis von Wg-Mitgliedern als Repräsentanten der Vergangenheit, Festlegung auf Rollen
8	Kontaktstörungen, funktionelle Störungen, depressive Neurose	Suche nach Sonderstellung	Unfähigkeit z. Integration in Uni u. Freundeskreis	Unfähigkeit intensive Kontakte zu anderen zu erleben, Wiederholung von alten Beziehungsstrukturen
9	Kontakt- u. Arbeitsstörungen, depress. Neurose	ödipale Problematik (Onkel-Vater)	unüberwindbare Gefühlsdistanz zu anderen Personen	Leiden unter den „Grenzen“ zwischen den einzelnen Mitgliedern
10	Arbeits- u. Kontaktstörungen, Depression	Mangel an Identifikationsmöglichkeit durch die Mutter (Alkoholikerin)	Unfähigkeit allein zu leben	Wiederholung von Beziehungen der Primärgruppe, Leiden unter Isolation

	Klinischer Befund	Problem früher	Problem jetzt	Hauptkonflikt in Wg
11	Depression, Kontaktstörung	Ödipale Problematik (früher Tod der Mutter)	Partnerprobleme, Isolierung von den anderen	Erleben einer emotionalen Überforderung mit der Konsequenz einer Isolierung von den anderen
12	Beziehungsstörung, sexuelle Probleme	Konkurrenzproblematik zum Bruder mit Ödipalen Tendenzen	Abscheu vor Sexualität, übermäßige Leistungsorientiertheit	Dominanz als Abwehr zwischenmenschlicher Beziehungen
13	Depression, Arbeitsstörungen u. Störungen im Kontaktbereich	Einzelgängerdasein aufgrund von "Enttäuschungen"	Unfähigkeit zu tiefer gehenden Kontakten	Anspruch auf Rücksichtnahme aller
14	depressive Neurose mit Tabletten- u. Alkoholabusus	ohne "Beziehung" zu beiden Elternteilen	Tablettenabusus und Suche nach starken Bezugspersonen	Suche nach "Supermutter" in der Gruppe
15	Kontaktstörungen, sexuelle Probleme	Kontaktängste	Ablehnung jeder Eigenverantwortung, problematische Partnerbeziehungen	Verstärkung der Kontaktängste, Gefühl des Überfordertwerdens
16	depressive Neurose mit Hyperorexie	gestörte Beziehung zur Mutter und Konkurrenzproblematik zur Schwester	Kontaktängste im heterosexuellen Bereich	Auseinandersetzung mit dem Problem von heterosexuellen Partnerbeziehungen
17	depressive Neurose, Beziehungsstörungen	Ehemann-Ersatz für die Mutter (Vater Kriegsgefallener)	intensive Kommunikationswünsche bei gleichzeitiger Hemmung im Kontaktbereich	Überforderung durch Emanzipationsansprüche der Gruppe
18	Kontaktstörungen, depressive Neurose	Ödipale Problematik (früher Tod des Vaters)	Leiden an der Oberflächlichkeit aller Beziehungen und Drogenabusus	Passivität, Enttäuschung mit Flucht in Drogen
19	depressive Neurose mit Kontaktstörung, sexuelle Problematik	Dominiertwerden von Mutter und Schwester	Leiden an Rollenfixierungen in verschiedenen soz. passiver Versorgung Gruppen	infantile Anspruchshaltung, Wunsch nach Versorgung

Die Tabelle (Tab. 4), die jetzige und frühere Problematik einander gegenüberstellt, macht deren enge Verknüpfung deutlich. Sie gibt Aufschluß über die Art und Weise, wie sich die Gestörtheit der Probanden in der Wg wiederholt.

Als klinischer Befund imponiert bei 16 von 19 Untersuchten das Bild der depressiven Neurose. Bei diesen finden sich als frühere Problematik: das Gefühl des Abgelehntwerdens durch die Eltern, Mangel an Eigenständigkeit, Suche nach Sonderstellungen, Einzelgängertum, Beziehungslosigkeit zu den Eltern, Kontaktstörungen sowie in 5 Fällen eine konflikthafte ödipale Beziehungsstruktur zu einem Elternteil.

Als auslösendes Agens kann bei einigen Probanden die Verstärkung der ödipalen Versuchungssituation durch besondere äußere Konstellationen in der Ehe der Eltern genannt werden:

Fall 9 z.B. wächst mit einem Onkel-Vater auf, bei Fall 11 verstärkt sich nach dem frühen Tod der Mutter eine bestehende ödipale Beziehungsstruktur zum Vater, deren Konflikthaftigkeit bis in die Gegenwart ungelöst ist. In Fall 17 wird eine entsprechende Situation durch den frühen Tod des Vaters provoziert, der Interviewte empfindet sich als Ehemann-Ersatz und perpetuiert das Gefühl des Überfordertseins, was ihm aus der Situation erwächst, bis in die Gruppe. Auch Fall 18 verstärkt durch den frühen Tod seines Vaters eine bestehende ödipale Problematik.

Die Probleme der Gegenwart bestehen in der Hauptsache aus Partnerproblemen in Form von Unfähigkeit, tieferen Kontakt erleben zu können, sexuellen Störungen, Kontaktängsten heterosexuellen Partnern gegenüber, sowie Vermeidung von genitaler Sexualität. Außerdem bestehen Arbeitsstörungen, Angst vor fremden Menschen, Unfähigkeit zur Integration in der Gruppe mit der Suche nach Sonderstellungen, Unfähigkeit, allein zu leben, sowie das Erleben von Rollenfixierungen.

Als Hauptkonflikte in der Wg tauchen diese Problematiken wieder auf. Es bestehen depressive Insuffizienzgefühle mit der Angst,

von den anderen abgelehnt zu werden. Wiederholung bzw. Reaktivierung der ödipalen Problematiken, das Suchen von Sonderstellungen in der Wg, das Festgelegtwerden auf bestimmte Rollen, die Unfähigkeit, intensive Kontakte zu erleben.

Der unerfüllte Wunsch nach Nähe und intensivem Kontakt erweckt bei einigen Probanden das Gefühl, sie seien isoliert von den anderen, es bestünden „Grenzen“ zwischen den einzelnen Mitgliedern, was zu einem erheblichen Leidensdruck führt.

Einige Interviewte reagieren mit einer Verstärkung ihrer Symptome in Form von Angst und Rückzug und empfinden eine Überforderung durch die Gruppe.

Die Suche nach Nähe und Kontakt hat bei einigen außerdem die Komponente des Wunsches nach Versorgtwerden, Anspruch auf Rücksichtnahme und Streben nach Passivität.

Diese Strebungen werden zu Konflikten, weil die Wg nicht die Möglichkeit hat, die überdimensionalen Wünsche zu befriedigen, da neurotische Ansprüche in ihrem Wesen auch nicht erfüllbar sein können. Obwohl die Untersuchten z.B. unter ihrer Isolation leiden, halten sie sie unbewußt aufrecht.

Als weiterer sich häufender Hauptkonflikt findet sich das Streben nach Dominanz in der Gruppe. Hier läßt sich eine Korrelation zwischen früherer Problematik mit Geschwistern, Mitschülern und Kommilitonen herstellen. Das dominante Verhalten zieht sich durch alle Abschnitte des Lebens und bleibt auch in der Wg zentrales Anliegen und gleichzeitig Problem, da in der Dominanz die Beziehungsstörung zu den anderen manifest wird.

IV. DISKUSSION DER ERGEBNISSE

1. Angewandter Positiv- und Negativ-Katalog auf die ----- einzelnen Fälle -----

Die Untersuchung an psychisch gestörten Studenten hatte sich zum Ziel gesetzt, einen Einblick in die unbewußten Motive für ein Leben in der Wg zu erhalten. Die Arbeit zeigte, daß die verbal geäußerten Vorstellungen und Wünsche oft stark von der innerpsychischen Realität abweichen.

Im allgemeinen Teil der Arbeit wurden die Vor- und Nachteile einer Gruppe für das in ihr lebende Individuum dargestellt. Es soll jetzt der Versuch gemacht werden, diese Punkte auf die Probanden anzuwenden:

1.) Die Gruppe als Mittel den Selbsterkennungsprozeß zu fördern.

Reaktionen der anderen Mitglieder der Gruppe leiten bei neurotisch gestörten Individuum keinen Erkennungsprozeß ein, da das Wesen der Neurose darin besteht, daß ihre Ursprünge im Unbewußten liegen und die Wurzel nicht durch bloßes Verbalisieren zu entfernen ist.

Als Beispiel sei der Fall 19) angeführt.

P.H. wechselt während seines Studiums häufig seine Wohnung. Er zieht aus einem Studentenheim aus, da ihm die Kontakte dort als zu oberflächlich erscheinen und er sich durch die anderen auf bestimmte Rollen festgelegt fühlt.

Von der Wg erhofft er sich Hilfe im Abbau seiner Kontaktängste. Obwohl er viel mit den anderen über seine Probleme spricht, stellt sich nach einiger Zeit eine Enttäuschung über die Gruppe ein und auch diese Kontakte bleiben unbefriedigend. Er wendet sich einer neuen Wg zu, erlebt aber auch hier, daß man ihn verhöhnt; er fühlt sich durchschaut von den anderen, was für ihn eine seelische Qual bedeutet. In einer weiteren Wg hat er seine Probleme wiederum besprechen können. Es seien aber die

geistig moralischen Grenzen nicht abzubauen zwischen den einzelnen Mitgliedern, was ihn erneut eine Enttäuschung empfinden läßt.

Das Beispiel zeigt, daß das Verbalisieren von Problemen dem neurotisch gestörten Menschen nicht zu einem Erkenntnisprozeß verhilft, sondern daß dieser nur die Szenen vertauscht durch immer wieder neue Wg-Experimente.

2.a) Erlern von Sozialverhalten in der Gruppe

Sozialverhalten muß hier so verstanden werden, daß es den Normen unserer Gesellschaft entspricht und daß das Individuum mit seinem Sozialverhalten einer äußeren Realität gerecht wird. Gerade diese Forderung erfüllen die meisten Wgen nicht, denn ihr Sozialgefüge ist ein künstliches und ihre Normen sind auf die Gruppe beschränkt und vermitteln dem in ihr lebenden Individuum nicht die Fähigkeit, mit einer späteren anderen Realität umgehen zu können.

2.b) Die Gruppe bietet die Möglichkeit, eigene Ansichten und Meinungen an einer äußeren Realität zu messen.

Die Wg fungiert hier als Modell. Sie stellt eine Sonderform von Gruppe dar mit Regeln, die nur für diese Mikrosozietät gelten.

3.) Prägungen von Einstellungen, Wertvorstellung, Konfliktverarbeitungsmustern und Kontaktverhalten.

Diese Art von Prägungen von Personen durch Personen kann zum Mittel der Macht zwischen Mitgliedern in Wgen werden.

Ein Beispiel dafür bietet Fall 1).

Die 23-jährige Studentin der Pädagogischen Hochschule (E.A.) zieht ihrem Freund zu Liebe mit in eine Wg, in der sich der Freund von ihr abwendet, da er feststellt, daß sie den allgemeinen Wert- und Normvorstellungen der Gruppe nicht entsprechen kann, d.h. in diesem Fall, daß sie „politisch uninteressiert“ ist. Aus Angst, den Freund zu verlieren, versucht die Interviewte, sich durch Besuch von „Grundschulungskursen“ weiter-

zubilden, was aber zu keiner Besserung des Verhältnisses führt.

Die Vermittlung von Konfliktverarbeitungsmustern durch die Gruppe hat sich in der Untersuchung als nicht problemfrei erwiesen. Es findet oft nur eine Verschiebung von Problemen statt, die auf bewußter Ebene vollzogen werden und deren Bearbeitung bzw. Lösung dann nicht den erhofften Gewinn bringen kann. Der Gruppe werden Probleme zur Lösung angeboten, die von der Aufdeckung tatsächlicher Schwierigkeiten ablenken sollen.

Der Begriff „Kontakt“ ist ein viel zitierter Bestandteil aus dem Vokabular der Probanden. Der bewußte Wunsch von vielen ist, ihre Kontaktschwäche abbauen zu wollen; sie leiden unter der Oberflächlichkeit ihrer Beziehungen. In keinem der untersuchten Fälle war die Gruppe das Medium, dieses Defizit ausgleichen zu können. In der kontaktbetonten Atmosphäre der Wohngemeinschaft wurde die Kontaktunfähigkeit der Betroffenen nur um so quälender. Die Schranke, die es hier zu überwinden gilt, liegt also nicht in einem äußeren Mangel an Personen oder an fehlender Prägung des Kontaktverhaltens, sondern stellt ein Problem dar, das in komplexer Art und Weise mit der Störung des Individuums verflochten ist und das am ehesten durch Angehen der unbewußten Anteile der Problematik, etwa in Form einer Psychotherapie, zu beeinflussen wäre.

Ein Beispiel von diesem Typus von Wg-Mitglied bietet Fall 11): Die 29-jährige Studentin der Sozialkunde (V.B.) lebt seit Studienbeginn in verschiedensten Wgen. Der Wunsch, in eine Wg zu ziehen, war von dem Gedanken geprägt, ihre sie bedrückende Isolation zu durchbrechen. V. erlebt in der ersten Wg kein Zusammengehörigkeitsgefühl, kapselt sich von der Gruppe ab und glaubt sich so vor sexuellen Anträgen sicher. Ähnliche Erfahrungen macht sie in einer weiteren Wg. Hier fühlt sie sich den anderen weit überlegen, welche jünger und unreifer als sie sind. Es taucht die Frage auf, warum V. sich einer Gruppe anschließt, die aus Mitgliedern besteht, die z.T. 10 Jahre jünger sind als sie selbst. Hier wird das Eigenproblem ihrer Kontakt-

unfähigkeit transparent. Die Patientin verhindert so unbe-
wußt, was sie im Bewußten erreichen will.

- 4.) Die Wg kann als Möglichkeit einer zweiten besseren Sozialisation gesehen werden.

Sozialisation als Lern- und Erziehungsprozeß durch eine strafende bzw. lobende Gruppe kann nur dem Individuum eine Hilfe bedeuten, dessen Persönlichkeit genügend Ich-starke Anteile enthält.

Ein positives Beispiel liegt im Fall 16) vor:

Die 20-jährige Medizinstudentin (T.H.) hat eine negative Mutterbindung, aus der sie sich durch das Leben in einer Gruppe befreien will. Sie hat nach einigen Krisen in der Wg Geborgenheit und emotionale Wärme in der Gruppe erfahren. Das Gefühl, von den anderen akzeptiert zu werden, hat ihr eine weitgehende Symptommfreiheit (Hyperorexie) verschafft. Entscheidend an der positiven Entwicklung war die Tatsache, daß die Interviewte sich nach einiger Zeit auch um ausreichende Kontakte außerhalb der Gruppe bemühte und diese als befriedigend erleben konnte.

- 5.) Eine geführte Gruppe kann einen Schutzraum für verunsicherte Individuen bieten.

Inwieweit dieser Aspekt zum Problem für neurotische Personen werden kann, zeigt der Fall 15):

Der 25-jährige Jura-Student (A.A.) leidet seit der Kindheit unter Kontaktarmut und Hemmungen. In der Wg hat er gehofft, eine Vertrauensbasis zu den anderen aufbauen zu können, die es ihm ermöglichen sollte, freier mit seinen Mitmenschen umgehen zu können. Sein Wunsch geht nicht in Erfüllung, weil er nicht in der Lage ist, nur die äußeren Bedingungen dafür zu schaffen. So meidet er Begegnungen mit den anderen, hat Angst, in die Wg zurückzukehren, weil er sich gefordert und überfordert fühlt.

Hier wird deutlich, daß der Patient aufgrund seiner Gestört-
heit gar nicht in der Lage ist, die Hilfe anderer annehmen zu können. Es kommt zu bloßen Wiederholungen seiner Symptomatik.

A. spürt dieselben Begegnungsängste beim Nachhausekommen in die Wg, wie er sie auch im Elternhaus erlebt hat.

6.) In der Gruppe wird das Ich durch eine Partizipation am Gruppen-Ich gestärkt

Für das Ich-schwache Individuum böte sich hier eine Stärkung an. Es bleibt die Frage, unter welchen Bedingungen die Gruppe dem Individuum sein Gruppen-Ich zur Verfügung stellt. In der Untersuchung hat sich gezeigt, daß eine Partizipation eines Mitglieds nur dann erfolgt, wenn dieses sich auch den herrschenden Normen, Regeln und Vorstellungen anpaßt und unterwirft, um damit selbst einen Beitrag zum Gruppen-Ich zu leisten.

Eine Illustrierung dieses Problems bietet sich im Fall 4) an: Die 21-jährige Philosophie-Studentin (H.L.) findet nach einer Enttäuschung in einer ersten Wg eine zweite, die alle ihre Ideale zu verwirklichen scheint. Selbst mit eigenen Problemen behaftet nach einem S.V. glaubt sie, hier das nötige Verständnis zu finden. Sie paßt sich zunächst den Regeln der Gruppe an, die aus einer gemeinsamen Kasse leben und feste Partnerbeziehungen ablehnen. Als sie später Kritik am Prinzip der gemeinsamen Kasse übt und vom eigenen Geld Schallplatten kauft, findet sie kein Verständnis. Hier wird sichtbar, welchen Wert die Gruppe dem Punkt der gemeinsamen Kasse beimißt und ein Abweichen davon mit dem drohenden Ausschluß aus der Gemeinschaft bestraft.

7.) Die Gruppennorm gibt dem Individuum Halt und schützt es vor Selbstzweifeln an der Richtigkeit der eigenen Meinung.

Dieses Phänomen der Übernahme von Gruppennormen wurde an anderer Stelle bereits ausführlich mit seinen Gefahrenmomenten für das Individuum beschrieben.

Ein sehr negatives Beispiel bietet sich im Fall 5) an:

Die 23-jährige Romanistik-Studentin (M.V.) lebt mehrere Jahre

in verschiedenen Wgen. Sie hat in keiner Gruppe empfunden, daß dort ihre Ideale verwirklicht werden. Sie hat sich von den Anforderungen der Gruppe stets überfordert gefühlt, hat sich aber aus Angst und Verunsicherung nicht zu ihrer Meinung bekennen können. Ihre Erwartungen, die sie in die Gruppen legte, konnte sie trotz sich wiederholender Fehlschläge nicht reduzieren.

- o.) Das Bedürfnis nach Sicherheit und Nestwärme kann durch die Gruppe befriedigt werden.

Die Gruppe wird zum Schutzraum einer als feindlich erlebten Umwelt.

Dieser Wunsch nach Geborgenheit spiegelt sich deutlich in einigen Falldarstellungen wieder. Soweit das Gruppenmitglied den Schutz als befriedigend erlebt und Sicherheit aus ihm schöpft, kann sich die Gruppe als hilfreich erweisen. Steigert sich der Wunsch und resultiert daraus eine negative Besetzung der Umwelt, so kann man diese Entwicklung nicht als positiv einschätzen. Die Überbewertung der Gruppe und die Ablehnung einer als feindlich erlebten Umwelt macht die Betroffenen im hohen Maße lebensunfähig, versetzt sie in einen embryonalen Zustand ohne das Bewußtsein einer Eigenverantwortung.

- 9.) Die Gruppe als Experimentierfeld für neue adäquatere Rollen der einzelnen Mitglieder

Für das gestörte Individuum ist dieser Versuch problematisch, Fall 19) sei zur Verdeutlichung herangezogen:

Der 30-jährige Romanistik-Student (P.H.) zieht aus einem Studentenheim aus, da er sich dort im Kreise seiner Bekannten auf eine bestimmte Rolle festgelegt fühlt. Er zieht später in eine Wg, wo er eine Konstituierung einer „starren Vater-Kind-Beziehung“ erlebt, in der er den Part des Kindes spielt. Auch in einer nächsten Wg erfährt er ähnliche Rollenrituale. Er glaubt, von den anderen in eine Vater-Rolle gedrängt zu werden, was ihn überfordert, so daß er die Wg verläßt. Diese Darstellung macht

deutlich, wie phantasierte Rollenvorschriften einen wirklichen Wandel im Verhalten eines Menschen verunmöglichen können.

10.) Gruppe als Medium zur Regression, um dem Individuum Reifungsschritte zu ermöglichen.

Wie schon im allgemeinen Teil ausgeführt wurde, hängt die Bedingung für eine Reifung von der Fähigkeit des Betroffenen ab, die eigene Reifungshemmung als eine solche zu erkennen, um dann Entwicklungen nachzuholen. Theoretisch bietet sich die Wg an, eine vorübergehende Regressionstendenz der Mitglieder zu befriedigen. In der Praxis gibt es Schwierigkeiten, die der Verwirklichung entgegenstehen.

Fall 18) sei zur Verdeutlichung dargestellt:

Der 28-jährige Medizin-Student (Z.D.) hat seit Beginn seines Studiums Kontaktstörungen entwickelt, leidet unter dem Gefühl der Isolation von den anderen. Die Beziehungen zu Kommilitonen erscheinen ihm oberflächlich. Durch das Leben in einer Wg hat er gehofft, sich aus seiner Isolation lösen zu können. Seine Vorstellungen vom gemeinschaftlichen Leben tragen deutlich regressive Züge, er glaubt, sinnvolle zwischenmenschliche Beziehungen entstehen nur, wenn das Privateigentum abgeschafft sei, wenn die Grenzen zwischen den einzelnen aufgehoben sind. Bald fühlt er sich aber enttäuscht vom Gruppenleben, empfindet auch diese Beziehungen als zu oberflächlich und macht die anderen dafür verantwortlich, daß sie sich nicht ausreichend bemüht hätten, ihm näher zu kommen. Seine Reaktion besteht in einer Flucht in LSD-Rauschzustände.

Auch der zweite Wg-Versuch mit anderen Vorzeichen scheitert an derselben Problematik.

Hier wird deutlich, daß der Proband nicht seine regressiven Anliegen an die Gruppe erkannt hat, sondern daß er sie, soweit dies möglich war, nur ausgelebt hat. Mißerfolg und Enttäuschung läßt er auf das Konto der anderen Wg-Mitglieder, die es nicht verstanden hätten, ihm zu helfen.

Hier hat keine Reifung stattgefunden. Die Lösung des bestehenden Konfliktes bestand lediglich in einem Wechsel zur nächsten Gruppe.

Im allgemeinen Teil der Arbeit wurde der Versuch einer Zusammenstellung von negativen Einflüssen durch die Gruppe auf das in ihr lebende Individuum gemacht. Es sollen jetzt Beispiele aus der Untersuchung auf diesen Katalog angewandt werden.

1.) Die Gruppe birgt die Gefahr eines sozialen Suicids.

Für diesen Typus eines Gruppenmitglieds, das seine eigenen Ziele zu Gunsten der Gruppenziele aufgibt, ließen sich aus der Untersuchung zahlreiche Beispiele anführen.

Ein besonders prägnantes Beispiel bietet Fall 4):

Die 21-jährige Romanistik- und Politologie-Studentin (H.L.) lebt in einer ersten Wg gemeinsam mit einem Freund, der sich „progressiv“ gibt und neben ihr noch drei andere Freundinnen hat. Sie leidet unter diesem Zustand, wagt aber nicht, sich zu beklagen, weil die anderen Mitglieder auch das Ideal der freien Sexualität vertreten. In einer weiteren Wg, in der sie später lebt, gilt das Prinzip einer gemeinsamen Kasse, wobei nicht jedes Mitglied dieselben Beträge einzahlt, diese richten sich nach den jeweiligen Einkünften. H.L., die ein Stipendium bezieht und nebenbei arbeitet, fühlt sich nach einiger Zeit durch andere Mitglieder, die keinen Beitrag in die gemeinsame Kasse zahlen, übervorteilt. Ähnlich wie in ihrem ersten Wg-Aufenthalt wagt sie nicht, ihrer Unzufriedenheit mit dem Status quo der Regelung Ausdruck zu verleihen.

2.) Wg als Refugium, als Insel der Emotionalität

Im allgemeinen Teil wurde schon auf die Gefahr einer Entwicklung zum Sektierertum in der Gruppe hingewiesen. Eine Überbewertung der eigenen Gruppe findet sich in der Wg, in der Fall 6) lebt:

Die 24-jährige Romanistik-Studentin (E.N.) glaubt mit Hilfe der Wg, in der sie lebt, ihre Antriebsschwäche und ihre depressiven Zustände überwinden zu können. Sie glaubt, die Wg entspräche mehr einer sozialen Wirklichkeit als es der Fall sein könnte, wenn sie z.B. allein leben würde. Sie befürchtet, daß ihre eigene Einschätzung von Ich-Ideal-Vorstellungen durch-

setzt sein könnte und hofft in der Wg auf konstruktive Kritik. Die Mitglieder dieser Wohngruppe bestanden nur aus weiblichen Personen und man bemühte sich um eine weitgehende Autonomie ohne „störende Außenkontakte“. Als sich ein Mädchen der Gruppe stärker um Außenkontakte bemüht und eine feste heterosexuelle Beziehung eingeht, wird sie mit negativen Sanktionen bedacht.

Psychodynamisch spielt in diesem Fall die Abwehr von reifen heterosexuellen Beziehungen eine Rolle. Andere Modelle wie z.B. Abwehr von Leistungsansprüchen, Verantwortlichkeit oder gemeinsames Ablehnen einer bestimmten Lebensform werden ebenfalls in den Untersuchungen gefunden und erfüllen einen ähnlichen Zweck: Diese Gruppenansichten mit gleichzeitiger feindseliger Ablehnung anderer Anschauungen reduzieren die Gruppenspannung, indem sie diese nach außen abführen.

3.) Übertriebener Kollektivismus führt zu einem Mangel an Intimsphäre

Es war auffällig, daß dieser Punkt sehr unterschiedlich von den einzelnen Befragten eingeschätzt wurde. Einige Probanden gaben an, daß sie gerade die Zeit, in der sie in „völligem Wohnchaos“ gelebt haben, als befriedigend empfunden haben.

Die 23-jährige Romanistik-Studentin (K.V.) bezeichnet als ihre schönste Wg-Zeit einige Monate, in denen sie gemeinsam mit 6 - 10 anderen in einer 2 1/2-Zimmer-Wohnung gelebt hat. Hier hat ihr gefallen, daß niemand weder Besitzansprüche noch eine räumliche Intimsphäre entwickelt habe.

Die 29-jährige Soziologie-Studentin (V.B.) gibt ebenfalls an, ihre befriedigendste Wg-Zeit in einer Gruppe verbracht zu haben, die gemeinsam in einer 3-Zimmer-Wohnung lebte. Da sie seit jeher unter Kontaktstörungen gelitten hatte, glaubte sie, hier zum Kontakt durch die äußere Situation gezwungen zu sein. Für einige Monate sei es ihr tatsächlich gelungen, einige ihrer Verhaltensstereotypen wie: Außenseitertum, Isolation und Gefühlskälte zu vernachlässigen.

Beide genannten Fälle, die unter Kontaktstörungen leiden, haben

für kurze Zeit eine Besserung ihrer Symptome feststellen können. Es ist noch fraglich, ob hier tatsächlich eine intensive Kontaktebene entstanden ist, oder ob nur der äußere Rahmen dies vortäuschte.

Entscheidend ist, daß die Kontaktstörungen in beiden Fällen in anderen Gruppen wieder auftraten und somit kein langfristiger Genesungsprozeß festzustellen war.

Von anderen Interviewten wurde im Gegensatz zu den eben genannten ein Mangel an Intimsphäre empfunden und dies gerade dann, wenn die räumlichen Bedingungen um ein vielfaches optimaler waren, als in den zuerst genannten Fällen.

So gibt z.B. der 27-jährige Volkswirtschaft-Student (Fall 13) an, sich von den anderen in seiner Arbeit gestört zu fühlen, obwohl diese Wg über gut voneinander isolierte Zimmer verfügt und der Proband ein eigenes Arbeitszimmer bewohnt. Er hat dort eine ständige Unruhe empfunden und entwickelte das Gefühl, man störe ihn bewußt und gewollt in seinem geplanten Tagesablauf.

Ähnlich reagiert Fall 8): Der 23-jährige Soziologie-Student empfindet es als Störung, wenn jemand sein Zimmer betritt, während er arbeitet. Außerdem hat er das Gefühl, die anderen provozieren ihn mit Unruhe, wenn sie abends in die Wg zurückkehren. Er ist am liebsten in die Gemeinschaftsküche gegangen, wenn er sicher war, niemandem begegnen zu müssen. Die Darstellung der Fälle zeigt, daß hier umschriebene Probleme vorliegen. Es wird eine bestehende Kontaktstörung transparent, deren Überwindung in der Wg nicht geglückt ist.

Es sind demnach nicht die äußeren Begebenheiten eines Hauses bzw. einer Wohnung entscheidend für das Gelingen eines befriedigenden Zusammenlebens, sondern die Eigenarten und Problematiken der in ihr lebenden Personen spielen die tragende Rolle. Kontaktstörungen sind weder durch das Mittel eines übertriebenen Kollektivismus noch durch ausreichende Rückzugsmöglichkeiten zu beheben.

4.) Fixierung an Rollenschemata innerhalb des Gruppenverbandes

Im allgemeinen Teil wurde bereits ausgeführt, welche Funktion das Festhalten an einer Rolle innehat und inwieweit der neurotisch Gestörte dazu prädisponiert ist, alten Rollenvorschriften entsprechend zu reagieren. Zahlreiche Beispiele können aus der Untersuchung herangezogen werden. Fall 12) einer 23-jährigen Politologie-Studentin bietet sich zur Darstellung an: Hier werden Verhaltensmuster wie der Kampf um eine dominante Stellung perpetuiert. Es wird deutlich, daß das gestörte Individuum mit dem Rollenangebot innerhalb einer Gruppe nicht umgehen kann, sondern fixiert bleibt auf bestimmte Rollenvorschriften. Diese neurotische Fehlhaltung führt sie in eine Sackgasse.

5.) Gefahr von Projektionen in Wgen

In der Untersuchung fanden sich mehrere Beispiele für ein solches Verhalten. Einzelnen Mitgliedern oder einer Gruppe von Mitgliedern wurde eine Sündenbock-Rolle zuerteilt, um den Rest der Gruppe zu entlasten. Für eine beispielhafte Darstellung bietet sich der Fall 7) an:

Die 21-jährige Anglistik-Studentin (R.B.) leidet seit Studienbeginn unter Kontaktstörung. Nach einer gescheiterten Partnerbeziehung zieht sie in eine Wg ein, weil sie hofft, hier einer Lösung ihrer Probleme näherzukommen. Das Leben in der Gruppe erweist sich für sie nach gewisser Zeit als unbefriedigend, was sie einem in der Wg lebenden Paar anlastet. Dieses Paar würde durch eigene Problematik jede andere Diskussion unterdrücken.

Zu einem späteren Zeitpunkt macht sie ein anderes Mädchen der Gruppe dafür verantwortlich, daß sich keine Harmonie in der Gruppe einstelle. Sie glaubt, die kleinbürgerlichen Ideale des Mädchens würden einer positiven Gruppenatmosphäre entgegenstehen. Durch Intrigieren gegen dieses Mitglied erreicht sie schließlich dessen Auszug.

Diese Patientin, die von jeher unter Kontaktstörungen leidet,

fühlt sich enttäuscht durch die Gruppe, nicht weil, wie sie vorgibt, fremde Probleme diskutiert werden oder weil ihr Eigenschaften anderer Mitglieder mißfallen, sondern sie ist deshalb enttäuscht, weil ihre unbewußten Wünsche an die Gruppe nicht befriedigt werden. Um sich von den auftretenden Spannungen zu befreien, findet sie Schuldige für nicht zustande gekommene Idealzustände.

6.) Die Wg kann zum Medium für Machtausprüche
eines Mitglieds werden

Die Untersuchungen haben gezeigt, daß auch diese Variante häufig in den Wgen auftrat. Ein Beispiel bietet sich im Fall 3) an: Die 27-jährige Sekretärin (B.S.) hat geglaubt, in einer Wg besser mit ihrem Freund auskommen zu können. Der Freund, der offenbar eine stark abhängige Beziehung zu ihr hat, duldet, daß sie sexuelle Beziehungen zu drei anderen männlichen Wg-Mitgliedern aufnimmt. Die Untersuchte dominiert die Gruppe, spielt die Männer gegeneinander aus, indem sie sie durch geschürte Eifersucht und Konkurrenz untereinander in einen Zustand von Leistungsdruck versetzt. Hinter dieser Pseudohypersexualität verbirgt sich ein unbewußter homoerotischer Impuls. Ihr ständiger Partnerwechsel und das Streben nach Dominanz machen eine befriedigende Partnerbeziehung unmöglich; es wird ihre Unfähigkeit zu tiefergehenden Kontakten deutlich.

Auch wird der Ambivalenzcharakter der Dominanz an diesem Fall deutlich. An einer Stelle des Interviews betont die Patientin, wie sehr sie sich einen Partner wünsche, der stark genug sei, ihr Spiel zu durchschauen und dem ein Ende zu setzen.

7.) Zur „politischen Arbeit“ in Wgen

Es wurde im allgemeinen Teil der Arbeit schon auf den Gewinn hingewiesen, der sich für die Gruppenmitglieder aus einer gemeinsamen politischen Arbeit ergibt (s. S. 29). Ein ideologisches System ist ein in sich geschlossenes Gebilde aus Symbolen, Ideen und Idealen. Es kann sein: ein Weltbild, eine politische Überzeugung oder einfach nur ein „way of life“. Dieses System

vermittelt seinen Anhängern eine vereinfachte Orientierung bei einer Vielzahl von möglichen Angeboten der Ausrichtung. Das vermittelte Lebensgefühl erspart viele mühselige Einzelentscheidungen und das gemeinsame Lebensgefühl mit der Gruppe stärkt die Ich-Kräfte, der elitäre Gedanke stärkt die Identität. Es sind der Totalanspruch und die Ausschließlichkeit gewisser Ideologien, die das Über-Ich in die Lage versetzen, die Identität wieder zu stärken. Wenn diese bestehenden Identitäten geschwächt werden, führt eine Verunsicherung zur übertriebenen Verteidigung der ideologischen Grundfeste.

Beispiele von Gruppen, bei denen ein Schwerpunkt der Gemeinsamkeit in der politischen Arbeit lag, fanden sich in großer Zahl im Untersuchungsgut (Fälle 4), 5), 9), 15)).

Eine besonders rigide Form bot die Gruppe des Falles 5):

Hier fiel die Gruppe schon während der Renovierungsarbeiten ihrer neu zu beziehenden Wohnung wieder auseinander, weil man sich politisch nicht auf eine Richtung festlegen konnte. Im Laufe der Zeit entwickelten sich zwei „Parteien“ in der Wg, die es ablehnten, miteinander weiterhin zu kommunizieren, so daß man zwei Aufenthaltsräume schaffen mußte. Diese große Emotionalität hat andere Wurzeln, als sie in politischen Auseinandersetzungen zu finden wären. Durch diesen modischen Klassenkampf fühlen sich die Gruppenmitglieder aufgewertet, elitär. Die eigentlichen Probleme, die die Mitglieder untereinander zu lösen hätten, zerfließen und gehen in politische „Parolen“ ein.

5.) Befreite Sexualität durch das Leben in einer Wg

Hier zeigte sich, daß das verbreitete Vorurteil, Wg-Mitglieder leben ohne feste Partnerbeziehungen, nicht zutrifft. Die sogen. freie Sexualität war immer nur für kurze Zeit in den Wgen möglich, dann entstanden chaotische Zustände, Auflösung der Gruppen oder Psycho-Terror. Als Beispiel möge die Wg des Falles 4) gelten:

Die 21-jährige Philosophie-Studentin (H.L.) lebt in einer Wg, die sich als Ideal die Aufhebung aller festen Paarbeziehungen gesteckt hat. Ein noch in einer solchen Beziehung behaftetes

Paar wird von der Gruppe kritisiert. Die Interviewte geht im Laufe der Wg-Zeit verschiedene sexuelle Beziehungen zu Mitgliedern der Wg ein. Diese enden nach kurzer Dauer. Durch die sexuelle Querverbindung in der Gruppe „sind alle Verhältnisse unerträglich geworden“. Die Mitglieder konnten mit dieser frei gewählten Form des Zusammenlebens nicht umgehen. Hier wird deutlich, daß ein bloßes Bekenntnis zu einer neuen Lebensart nicht alle Barrieren, die durch Erziehung und Prägung, durch frühere Erfahrung errichtet wurden, durchbrechen kann. Es wird an diesem Beispiel außerdem deutlich, inwieweit solche Gruppenideale in den Dienst eigener Problematik genommen werden. Die erwähnte Patientin hatte ein Partnerproblem und war deshalb in der Hoffnung auf Trost und Hilfe in eine Wg gezogen. Die Ablehnung und offene Kritik von festen Partnerbeziehungen gehörten seit jeher zu ihrer Problematik eines ungelösten ödipalen Konflikts.

Die Negierung von heterosexuellen Kontakten läßt sich in weiteren Fällen nachweisen, z.B. im Fall 6), wo die 24-jährige Französisch-Studentin streng die Außenkontakte der anderen Gruppenmitglieder überwacht und als sich eine feste Partnerbeziehung außerhalb entwickelt, dazu beiträgt, daß das betreffende Mitglied die Wg verlassen muß. Oder im Fall 17), wo sich die 33-jährige Studentin der Germanistik Bestrafungen ausgesetzt fühlt, als sie, den herrschenden Normen der Mädchen-Wg widersprechend, sich einem männlichen Partner zuwendet.

Hier werden die ungelösten Problematiken, die den Individuen keine reife Zweierbeziehung erlauben, auf Gruppenebene ausge-
tragen.

9.) Die Wg als Ort der „freien Kommunikation“

In den Interviews zeigte sich, daß dieses hochgesteckte Ziel von keiner Gruppe in die Realität umgesetzt werden konnte. Einige Probanden gaben an, daß sie z.T. darunter litten, daß die eigentlichen Probleme nicht ausgesprochen werden, währenddessen man sich über die Organisation des Alltagslebens wie z.B. Abwasch, Hausputz und Pflichten bzw. Pflichtverletzungen der einzelnen zuviel unterhalten würde.

Auch die sogen. Gruppenabende, die in einigen Wgen an festen Wochentagen abgehalten wurden, führten zu keinen Diskussionen innergruppaler Schwierigkeiten, sondern hatten häufig abstrakte, politische Themen zum Inhalt. Ein Beispiel zur Verdeutlichung bietet der Fall 15):

Der 25-jährige Jura-Student (A.A.) war mit dem Motiv in die Wg gezogen, dort Kontaktstörungen und Hemmungen verlieren zu wollen. Es sollte ein Prozeß zwischen den Wg-Mitgliedern, eine ständige Auseinandersetzung miteinander entstehen. Die Realität der Wg sah dann so aus: er selbst fühlt sich unfähig, sich in der Gruppe zu engagieren aus Gründen wie z.B. Zeitmangel oder Vorbereitungen von Prüfungen. Für eine Diskussion eigener Probleme mit der Gruppe scheint ihm das geistige Niveau der Wg nicht ausreichend, so daß er den Kontakt zu den anderen weitgehend reduziert. Aus dem „Prozeß der ständigen Auseinandersetzung“ ist eine unverbindliche Gruppensituation entstanden. Die Probanden können mit den reichen Angeboten der Gruppe nichts anfangen.

2. Herausarbeitung von Wg-Mitglieder-Typen mit dem Versuch ----- einer Katalogisierung -----

Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, Wg-Typen herauszuarbeiten, denen eine bestimmte unbewußte Erwartungshaltung an das Leben in der Wg gemeinsam ist.

Zieht man für diesen Versuch die Tabelle 1 hinzu, so werden Häufungen in der Spalte der klinischen Symptomatiken deutlich. In 16 von 19 Fällen (84,2 %) taucht in der Beschreibung das Syndrom Depression auf, sowie auch das Korrelat des MMPI-Tests, das bei 16 von 19 Untersuchten erhöhte Werte der Skala der Depressivität nachweist.

Entscheidende Kennzeichen einer depressiven Persönlichkeit sind u.a. der Verzicht auf Entfaltung der eigenen Person und der Versuch, Sicherheit durch Abhängigkeit von anderen zu erlangen. Diese beschriebenen Eigenschaften lassen sich bei den

vorwiegend depressiv reagierenden Wg-Mitgliedern nachweisen und bedingen die Abhängigkeiten der Probanden von ihren Wgen, da ihnen diese die notwendige Sicherheit spenden, um sie gleichzeitig in Abhängigkeit zu fesseln. Hier wird deutlich, wie die Faktoren Ich-Schwäche, Trennungsangst und Abhängigkeit zueinander in Beziehung stehen und einander bedingen.

Der Begriff neurotische Depression als Diagnose verwandt, erscheint in seinem möglichen Interpretationsspektrum weit. Die klinische Manifestation wird sich je nach Neurosen-Struktur und Persönlichkeit ausbilden: die hysterische Neurose mit depressivem Einschlag wird mehr von Faktoren wie z.B. Affektregungen, nicht zu befriedigendem Bedürfnis nach Geborgenheit und Liebesbeweisen gekennzeichnet sein. Diese Persönlichkeit wird in der Gruppe Hilfe suchen, um ein geringes Eigenwertgefühl zu stärken.

Die Depression der zwangsneurotischen Charakterstruktur wird durch einen Mangel an Spontaneität und Lebenswillen gekennzeichnet. Die Betroffenen fühlen sich in ständiger Distanz zu allen Dingen, bei gleichzeitigem Wunsch, von Dingen in Bann gezogen zu werden. Dieser Zustand führt zu einer Introversionshaltung, die einen Leidensdruck auslöst. Die Erwartungen dieses Typus an die Gruppe sind von anderer Qualität. Hier wird Aktivität durch die Gruppe erhofft. Die Betroffenen möchten an der Spontaneität der Gruppe teilnehmen, um ihre eigenen Introversionstendenzen aufgeben zu können.

Eine andere häufig gestellte Diagnose ist die der Kontakt- und Beziehungsstörungen. Die depressive Neurose wird manifest in der Kontaktstörung und - oder die Kontaktstörung führt in depressive Zustände.

Diese klinische Diagnose wurde in 15 von 19 Fällen (78,9 %) gestellt. Bei allen Untersuchten mit dieser Symptomatik trat die Störung nicht erst in der Wg auf, sondern durchsetzte die Lebensgeschichte (vergleiche auch Tabelle 3).

1.) Das Hauptmotiv dieses Wg-Typs liegt in dem Wunsch, die

Kontakte zu den anderen zu intensivieren. Die kranke Komponente an diesen Bestrebungen zeigt sich in der Maßlosigkeit, in der diese Wünsche sich äußern. Die Kontaktintensität, die sich auf Gespräche und gemeinsame Aktivitäten beschränkt, wird als unzureichend empfunden. Die Forderung an die Gruppe ist von „Riesenansprüchen“ durchsetzt. Hierin zeigt sich die infantile Stufe, auf welcher die Individuen eine Beziehung zu den anderen Wg-Mitgliedern anstreben. Dies sei an Hand einiger Kommentare von Befragten zu diesem Themenkomplex verdeutlicht:

Der 30-jährige Romanistik-Student (P.H.) äußert die Erwartung, daß die „emotionalen Grenzen“ zwischen den einzelnen Mitgliedern aufhebbar seien. Hier sollten Kontakte entstehen, deren Intensität viel größer sein solle, als es der Interviewte bislang erlebt hat. Wenn dieser Zustand erst erreicht ist, gäbe es keine individuellen Schwierigkeiten mehr, sondern nur noch kollektive Probleme.

Diese unrealistische Idealvorstellung von Interaktionsmöglichkeiten kontrastiert mit einem ausgesprochen kontaktschwachen Verhalten des Interviewten, dem es kaum gelingt, ein spannungsfreies Gespräch mit anderen zu führen. Auch in weiteren Wg-Experimenten erlebt P.H. Enttäuschungen. Hier wird deutlich, daß die Wg für den Probanden zu einem Gebilde geworden ist, dessen Konturen mehr durch eigene Projektionen als durch Tatsachen gekennzeichnet sind. Sein eigentliches Anliegen ist der Wunsch nach Regression, nach einem Aufgehen in einer als mystisch verklärt erlebten Gruppe, die ihn schützt wie eine Mutter. Diese Regression verfolgt als Ziel das Verschieben eines psychosozialen Ultimatums. Die mangelnde Ich-Stärke erweckt Bedürfnisse nach alten libidinös besetzten Objekten und fördert primitive Formen der Identifikation, wie sie in der Gruppe als präödiopaler Befriedigungsmodus angeboten wird.

Die Untersuchung hat gezeigt, daß die erwähnte Regression nicht zu den gewünschten Zielen führt, sondern es bei neurotisch gestörten Individuen nach einer Latenzzeit unterschiedlicher Länge (Zeiträume von einigen Wochen bis zu 2 Jahren) zu einer Verstärkung ihrer Symptomatik kommt und die Störungen in der

Gruppe sichtbar werden. Dies läßt sich nachweisen durch die zahlreichen Enttäuschungsreaktionen, denen als Konsequenz nur ein Überwechseln in eine nächste, neue, idealere Wg folgt. Dieses Festhalten an einer nicht zu zerstörenden Illusion ist Teil der neurotischen Störung.

Nach dem beschriebenen Mechanismus reagieren 13 Fälle: 1), 2), 4), 5), 7), 8), 9), 10), 11), 13), 15), 18), 19).

In den Interviews der Probanden wird deutlich, wie groß die Erwartungen sind und wie wenig die Betreffenden selbst als Beitrag zur Verwirklichung ihrer Ziele leisten können. In der Hoffnung, eigene Schwierigkeiten mit Hilfe der Wg lösen zu können, schließen sich die Interviewten einer Wg an. Die Gruppe kann diese therapeutische Funktion nicht erfüllen, da die Ausschließlichkeit, mit der die Gestörten ihre Anliegen der Gruppe antragen, die Leistungsfähigkeit der Wg übersteigen. Die Gruppe besitzt weder die Fähigkeit, die unbewußten Erwartungen der neurotisch Gestörten zu erkennen, noch diesen Befriedigung zu verschaffen.

Erschwerend wirkt der Umstand, daß die Erwartungen der Befragten völlig Ich-zentriert bleiben, und daß die Auseinandersetzung mit anderen Problemen in den Hintergrund tritt. Fall 8) sei zur Darstellung geboten:

Der 23-jährige Publizistik- und Soziologie-Student (M.P.) möchte in der Wg die Oberflächlichkeit seiner Beziehungen gegen eine größere Intensität ersetzen. Er stellt bald fest, daß es ihm unmöglich erscheint, aus Rücksichtnahme gegenüber anderen, Änderungen in seinem geplanten Tagesablauf und seinen Gewohnheiten vorzunehmen. Er erwartet andererseits ein ständiges Zurverfügungstehen der anderen für seine Probleme. Dieser infantile Anspruch auf eine Sonderstellung im Gruppenverband ist Teil seiner neurotischen Fehlhaltung.

2.) Ein zweiter Typ von Wg-Mitglied lebt in der Gruppe dominante Wünsche aus, dieser manipuliert die anderen und macht sie zu

bloßen Objekten seiner Bedürfnisse. Hier bietet sich Fall 3) zur Verdeutlichung an:

Die 27-jährige Sekretärin fühlt sich „innerlich kontaktunfähig“. Ihr Verhalten in Gruppen war stets von starkem Dominanzstreben geprägt. In der Wg, in der es zu Problemen mit verschiedenen heterosexuellen Partnern kommt, ist ihr Konfliktlösungsversuch die Beherrschung aller Wg-Mitglieder. Aus eigener Unfähigkeit befriedigende Kontakte zu erleben, schafft sie ein „Marionettentheater“, dessen Fäden sie in der Hand hat. Sie manipuliert die anderen, macht sie zu Opfern ihrer Machtansprüche, weil sie fürchtet, sonst könnten Forderungen einer reifen Partnerbeziehung an sie herangetragen werden, denen sie nicht gewachsen ist.

Dominantes Verhalten innerhalb der Gruppe in den Dienst eigener Störung gestellt, findet sich auch im Fall 12) wieder:

Die 23-jährige Politologie-Studentin (J.M.) hat sich innerhalb der Gruppe eine Stellung verschafft, die es ihr ermöglicht, die anderen zu kontrollieren. Austausch von Informationen innerhalb der Gruppe erfolgt in der Regel über ihre Person. Man hat ihr die Kompetenz zugeteilt, Kritik an allen Gruppenmitgliedern üben zu dürfen. Da ihr Freund, zu dem eine problematische sexuelle Beziehung besteht, ebenfalls in der Wg lebt, übt sie auch über ihn Macht aus. Das spezielle Problem der Partnerbeziehung besteht in einer dauerhaften sexuellen Verweigerung dem Freund bzw. späteren Ehemann gegenüber.

Durch ihre Funktion in der Gruppe, die sie sich erkämpft hat, hat sie eine legitime Rückzugsmöglichkeit, indem sie vorgibt, die Gruppe habe eine vorrangige Stellung vor einer Partnerbeziehung.

3.) Ein dritter Wg-Typus schloß sich einer Gruppe aus dem Bedürfnis nach Schutz bei auffälliger Unfähigkeit zur Selbständigkeit an. Hier stehen Motive wie die Vermeidung der Angst vor dem Alleinsein im Vordergrund. Das bloße Zusammensein mit anderen Menschen wird schon als wohltuend empfunden. Lebensangst

aufgrund von prägenitalen Strebungen, die in der Gruppe dann gemildert werden sollen, steht hier im Vordergrund. Die Angst vor dem Verlust der Gruppe ist hier die Angst vor der Ich-Werdung, vor der Realisierung der eigenen unentfalteten Antriebswelt. Fall 10) bietet ein solches Bild:

Die 22-jährige Psychologie-Studentin (C.K.) ist mit den Bedingungen, unter denen sie in der Wg lebt, nicht zufrieden. Der Gedanke, eine Konsequenz daraus abzuleiten, versetzt sie in „Angst und Schrecken“. Sie freut sich über jedes Geräusch in der Wohnung und glaubt, daß die bloße Gegenwart der anderen sie vor „Schlimmerem“ bewahre (Andeutung eines SV).

Auch Fall 14) kann diesem Typus zugerechnet werden:

Der 24-jährigen Politologie-Studentin erscheint ein Alleinleben als unmöglich, der Gedanke daran versetzt sie in „Panik“. Sie neigt zu Alkoholabusus und glaubt, durch die Gruppe eine Kontrollinstanz ihrer Suchtneigung gefunden zu haben.

Ein weiteres Beispiel, in dem ein Individuum Schutz in Form von Kontrolle durch die Gruppe sucht, bietet der Fall 18):

Ein 26-jähriger Medizin-Student leidet unter ähnlichen Suchtproblemen. In Augenblicken der Enttäuschung über das unbefriedigende Gruppenleben hat der Patient zu Drogen wie LSD Zuflucht genommen, in der Hoffnung, die anderen wollten und könnten ihn davor bewahren.

Alle genannten Fälle weisen regressive Züge auf mit einer stark passiven Komponente. Der Wunsch nach völliger Versorgung steht im Vordergrund.

In diesem Zusammenhang erscheint eine definitorische Abgrenzung zwischen Real-Angst und neurotischer Angst angebracht: neurotische Angst ist eine Emotionsart, die sich durch das Gefühl einer unbestimmten Gefahr auszeichnet. Im Gegensatz zur Real-Angst, die vor Benennbarem entsteht. In einer Angstneurose ist jedes bewußte Thema verdrängt. Die Angst ist ungreifbar und steht zu keinem festen Objekt in Beziehung.

In der Untersuchung wird deutlich, daß die Interviewten schon in früheren Abschnitten ihres Lebens mit neurotischen Fehlhaltungen reagierten. Das Leben in der Gruppe macht die Störung der Patienten lediglich sichtbar. Man kann in diesem Zusammenhang die Wg als eine der Klippen im Lebenslauf der Betroffenen betrachten. In anderen typischen Belastungssituationen, wie z.B. Examina oder Problematiken bzw. Trennungen von Partnern, kam es zu ähnlichen Verschlechterungen in der Symptomatik. Man kann das Wiederauftreten der Symptome also nur durch das Belastungsmoment, das durch das Leben in der Gruppe entsteht, erklären. „Die Funktion des Ichs besteht darin, alle psychosexuellen und psychosozialen Aspekte einer bestimmten Entwicklungsstufe integrieren zu können und zu gleicher Zeit die Verbindung der neu erworbenen Identitätselemente mit den schon bestehenden herzustellen“. (12)

Ist das Ich nicht stark genug, so wird es in jeder neuen Entwicklungsstufe zu Konflikten kommen müssen, wenn neue Identitätselemente integriert werden sollen.

Die genannten Situationen wirken belastend aufgrund einer Identitätsdiffusion, da der Betroffene zu einer neuen Selbstdefinition in einer zu besetzenden Rolle aufgefordert ist. In der Wg wird ein Identitätsgefühl erforderlich, um dem Betreffenden eine Abgrenzungsmöglichkeit zu den anderen zu bieten. Ist die Identität zu schwach, bleiben die Beziehungen zu den anderen auf einer Stufe stehen, die sich durch Versuche auszeichnet, eigene Identität durch gegenseitiges „narzißtisches Bespiegeln“ herauszuarbeiten (12).

18 von 19 Interviewten waren mit den bisher kennengelernten Wg-Experimenten nicht zufrieden. Diese Experimente erstreckten sich über Zeiträume bis zu 5 Jahren. In dieser Tatsache wird die Verknüpfung der Kette von Idee-Ziel-Erwartung-Gewinn erkennbar.

Die Tatsache, daß 18 von 19 Untersuchten keine für sie befriedigenden Bedingungen in der Wg erleben konnten und doch an dieser Lebensform festhalten, ist als Krankheitssymptom zu deuten und macht die Sackgasse, in die die Gestörten durch ihre Krankheiten geraten sind, sichtbar.

3. Diskussion der eigenen Ergebnisse mit Darstellungen

anderer Autoren

In verschiedenen Publikationen wurde seit den Jahren der ersten Kommune-Gründungen über das Thema Kommune bzw. Wg referiert. Die Darstellungen sind ganz überwiegend Berichte, nicht einmal Dokumentationen, zumeist erstellt von Mitgliedern solcher Wgen, vor allem keine wissenschaftlichen Bearbeitungen dieses Themas.

Unter dem Titel „Wohngemeinschaft“ oder „Großfamilie“ veröffentlichte z.B. eine Gruppe von 7 jungen Wg-Mitgliedern einen Bericht über ihr Gruppenleben. Der Versuch, die eigenen Probleme darzustellen, bleibt in weiten Teilen des Buches an die Beschreibung äußerer Gegebenheiten gebunden. So wird z.B. über Schwierigkeiten bei der Haussuche berichtet. Unter einer Überschrift des Buches: „Spannungen in der Gruppe“ werden unterschiedliche Auffassungen über Haushaltsführung und Tageseinteilung angeboten, die dann für die innergruppalen Schwierigkeiten verantwortlich gemacht werden. Erklärungen, warum diese Spannungen zwischen einigen Mitgliedern besonders stark wurden, entziehen sich einer solch naiven Betrachtungsweise.

Immerhin hat die Lebensform der Wg eine explizite Zielsetzung. „Wenn eine Wg nicht von vornherein mit der Zielsetzung gemeinsamer politischer, beruflicher oder sonstiger Arbeit begründet wird, sondern primär zur Verbesserung der individuellen Lebensbedingungen durch kollektives Zusammenleben dient, läuft sie Gefahr, auf dem Status eines Service-Hauses auf Gegenseitigkeit stehen zu bleiben.“

In den Interviews kommt aber gerade nur der Anspruch auf eine Verbesserung der jeweiligen individuellen Lage zum Ausdruck. Es bestehen Erwartungen, die man im Rahmen der Wg erfüllt bekommen will.

Selbstverständliche Bedürfnisse werden verleugnet und als minderwertig eingestuft, während man sich „höheren Zielen“ zuwendet.

Die übergreifende Zielsetzung gibt - wenn überhaupt vorhanden - dem Kollektiv Rechtfertigung und erhöht das Selbstwertgefühl der einzelnen. Die implizierte Zielsetzung (nämlich die Verbesserung der eigenen individuellen Lage), die von den Betroffenen nicht anerkannt wird, bleibt doch als unbewußter Wunsch bestehen.

In dem Buch der Kommune 2, das den Titel „Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums“ trägt, versuchen die 5 Kommunarden der K.2, die 1968 gegründet wurde, ihre Motive zu schildern. Da heißt es z.B.: „In der Faszination der Kommune vereinigen sich die existentielle Verweigerung gegenüber frustrierenden Studien- und Berufsbedingungen mit dem Ekel an der kapitalistischen Konsumwelt, das Gefühl unsäglichster Isolierung, vor dem die bürgerliche Familie keinen Schutz mehr bot, mit der Hoffnung auf psychische Befreiung“ (9).

Hier findet nur eine Verbrämung der eigenen Leidensgeschichte statt, die Kommunarden verleihen sich selbst den Glanz von Vorkämpfern.

Dieses modische Schlagwortvokabular finden wir bei den Interviewten kaum. Hier werden Schuldige für den eigenen desolaten Zustand gefunden, die phantasierten „Außenfeinde“ sind frei austauschbar. Die gemeinsame Fixierung eines Außenfeindes, so bestätigte die Untersuchung, vermindert innergruppale Spannungen.

In einem Artikel der „Zeit“ von Gerhard KRUG finden wir folgende Bemerkung: „Der Bewußtseinsprozeß des Einzelnen wird in der Wg forciert, in welcher Richtung auch immer, denn sie wissen, was sie tun“ (17).

Das Bewußtsein der Probanden, das Wissen um ihr Tun, ist gerade in Bezug auf die Situation in der Wg nicht in dem Maße ausgeprägt, wie es in dem Artikel anklingt. Oft herrschen bei den Gestörten erhebliche Fehleinschätzungen, sowohl der eigenen Person, der Gruppe, als auch den Gruppenprozessen gegenüber, ihre unbewußten Impulse sind nicht verfügbar zu machen, so daß

wir aus der Erfahrung unserer Interviews mit den bereits neurotisch gestörten Wg-Mitgliedern eher bei dem unmodifizierten Bibelwort: „denn sie wissen nicht, was sie tun“ bleiben möchten.

Eigene Gruppenarbeit beschreibt BERG (1973) in seinem Buch „Gruppe-Kollektiv“: „Die eigenen Bedürfnisse zu erkennen und in solidarischer Arbeit zu artikulieren oder gar zu verändern, wurde von uns als nicht dem Leistungsbegriff zugehörend akzeptiert. Wir haben total von uns als Personen abstrahiert und unsere Bedürfnisse akademisiert“ (4).

Hier wird ein Phänomen transparent, das auch in den Interviews deutlich wurde. Per Identifikation mit bestimmten Gruppenproblemen erfolgt eine Nivellierung, werden unterschiedliche Probleme der einzelnen mit gleichen Namen versehen. Wobei als Voraussetzung der Leistungsbegriff als nur negativ betrachtet wird und nur Dinge, die nicht als „Leistung“ betrachtet werden, als positiv anzusehen sind.

BROCHER beschäftigt sich in „Gruppendynamik und Erwachsenenbildung“ mit Gruppenprozessen. Er schreibt u.a.: „Beim Eintritt in eine neue Gruppe wiederholt sich unbewußt das Modell der frühen Sozialbeziehungen so lange, bis eine befriedigende und angstfreie Kommunikationsmöglichkeit der Gruppenmitglieder gefunden ist; der entscheidende Anteil der Dynamik besteht darin, daß sich für jedes Mitglied in der Kommunikation mit den anderen ursprüngliche Objektbeziehungen und Erfahrungen wiederholen“ (10).

Dieser Aspekt wurde in der Untersuchung fast immer nachgewiesen. Die gestörten Individuen waren oft zu sehr in ihren infantilen Strukturen verhaftet, so daß ihnen ein Lernprozeß durch gruppendynamische Erfahrungen erschwert war. Beweis dafür liefern die als unbefriedigend erlebten Beziehungen der Gruppenmitglieder zueinander, die nicht frei am gruppendynamischen Geschehen teilnehmen können, da ihr Wiederholungszwang und ihre Fixierung auf Rollenschemata ihnen dies verunmöglichte.

Einer der problematischen Punkte ist die sexuelle Beziehung in der Wg. BERNDT macht den Versuch, sich kritisch damit auseinanderzusetzen. Die neue Art von Sexualität wird folgendermaßen kommentiert: „Die Kommunen betrachten die Installierung neuer Formen der sexuellen Gemeinschaft schon selbst als politische Praxis. Mir scheint als fände hier eine Fetischisierung von Praxis statt, wie sie von der K.1 am Beispiel antiautoritärer Demonstrationstechniken kritisiert worden war. Denn die sexuellen Arrangements werden teilweise wie soziometrische Simulationsmodelle besprochen und geplant; was eine Liebesbeziehung für die Beteiligten bedeutet, bleibt unsicher“ (6).

Die Tatsache, daß mit der Wg eine Enttabuisierung in Bezug auf die Sexualität angeboten wird, ist als positiv zu werten. Dem sexuell Gehemmten bietet sich die Möglichkeit, Mitspieler in einem Modell zu werden und so seine Kontakthemmung überwinden zu können.

In der Untersuchung fanden wir, daß ein großer Teil der Interviewten vor Eintritt in die Wg problematische Partnerbeziehungen hatte (78,9 %). Diese entschlossen sich, in einer Wg zu leben, weil sie dort Hilfe in den Partnerbeziehungen durch die Gruppe suchten.

Auf die angebotenen Formen der freien Sexualität, falls sie überhaupt zustande kam, reagierten sie zunächst in einer euphorischen Anfangsphase mit einer Anpassung an die bestehenden Normen. Dies kam ihnen aus zweierlei Gründen entgegen; erstens konnten tiefergehende Partnerbeziehungen, die ihnen vorher zum Problem geworden waren, vermieden werden, zweitens reduzierten sie sexuelle Schuldgefühle, indem sie in dem Bewußtsein lebten, daß sie in Einklang mit der herrschenden Gruppen-Norm lebten.

Nach meist sehr kurzer Zeit entziehen sich die gestörten Individuen der Gruppe, empfinden die angebotene Form der Sexualität als nicht befriedigend und suchen erneut eine verbindliche Zweierbeziehung, die einem Wunsch nach mehr Intensität und Nähe bei bestehender Selbstunsicherheit gleichkommt.

Ein anderer Punkt, auf den BERNDT in dem gleichen Artikel ein-

geht, ist die Frage nach der Intimsphäre jedes einzelnen. „Der Wunsch nach Aufhebung der Isolierung durch bürgerliche Existenzformen hat in einigen Kommunen die Tendenz der Aufhebung aller Grenzen zwischen den Individuen erzeugt. Dies drückt sich etwa in dem Verlangen aus, sämtliche Türen in der Wohnung mögen offen stehenbleiben, jeder soll zu jedem ungestört Zutritt haben zu welcher Zeit und bei welcher Beschäftigung des anderen auch immer. In diesen extremen Vergemeinschaftungsformen scheint sich ein starkes Bedürfnis nach Nestwärme und Versorgtheit auszudrücken, das seinen Ursprung in der Kälte der heute normalen Familien haben mag, die mit solchen Bedürfnissen nicht umzugehen wissen“ (6).

Dieses Bedürfnis, daß Gruppenmitglieder dazu neigen, die Privatsphäre aufzugeben, zu Gunsten einer Situation der ständigen Nähe mit anderen, ließ sich nur bei einzelnen unserer Interviewten nachweisen (vergl. auch Tabelle 2, Rubrik Wohnqualität). Die meisten Wg-Mitglieder verfügten in ihrer Wg über eigene Zimmer und lehnten die erwähnte Wohnform ab. Die Suche nach Nestwärme und Versorgtheit, die hier durch eine Mangelsituation früherer Jahre bedingt sein soll, liegt aber bei fast allen unserer Untersuchten vor; ihre große Gefahr scheint uns darin zu liegen, daß derartige infantile, persistierende Strebungen eine Persönlichkeitsreifung hinauszögern.

H.E. RICHTER beschäftigt sich in seinem Buch „Die Gruppe“ auch mit Problemen, die in der Gruppe auftauchen. Er schreibt dazu: „Nach einer Weile merkt man, daß man sich aus unbewußten Gründen nicht so verhalten kann, wie man möchte. Man möchte innerhalb der Gruppe wie nach außen hin Abhängigkeitsverhältnisse abbauen, Emanzipationsprozesse fördern, mehr Freiheit schaffen“. Daß dieses gewünschte Verhalten nicht realisierbar ist, führt RICHTER auf das „dichte Gestrüpp von unbewußt verankerten Ängsten und Abwehrformen“ zurück; er spricht in diesem Zusammenhang von einem „langen Marsch durch das Unbewußte“, ehe die gewünschte Veränderung erfolgen kann (24).

Diese Schwierigkeiten, die sich aus der Tatsache ergeben, daß

die Gruppe als Lebensform ein Experiment darstellt, dessen Regeln erst erlernt werden müssen, sind bekannt und tauchen in allen Gruppen auf. Es bleibt hier offen, welche Abwehrformen zu welchem Gewinn herangezogen werden. Die Untersuchung hat gezeigt, daß mit bestimmten Abwehrformen aber auch wieder bestimmte Probleme gehäuft auftreten.

Der „lange Marsch durch das Unbewußte“ ist für die Probanden nur bedingt oder gar nicht begehbar, da dilettierendes Verbalisieren noch keinen Zugang zum Unbewußten und auch noch keine bessere Konfliktlösung bedeutet.

In „Kommune und Großfamilie“ setzt sich ACKERKNECHT 1972 sehr ausführlich mit den Vor- und Nachteilen von herkömmlichen Familien und neueren Lebensformen wie etwa den Kommunen auseinander. „Es erhebt sich die Frage, ob eine dogmatische und absolute Forderung nach herrschaftsfreier Sozialisation des kindlichen und jugendlichen Verhaltens eine ausreichende Vorbereitung auf eine Mitgliedschaft in einer vielfältig strukturierten Großgesellschaft leistet, und ob nicht Dauerfrustration durch weiterbestehende Autoritäts- und Machtunterschiede zu beträchtlichen Störungen der Persönlichkeitsstruktur führt“ (!).

Diese Betrachtung findet eine gewisse Bestätigung durch die Ergebnisse der eigenen Untersuchung: z.B. in der Tatsache, daß einige Wg-Mitglieder die Gruppe als Dauerlösung propagieren oder andere sich mehr und mehr in die Wg zurückziehen, um sich vor Auseinandersetzungen mit der Umwelt zu schützen.

Auf diese Möglichkeit weist auch BATTEGAY (1969) hin, wenn er schreibt: „Eine Gefährdung der Gruppe kann auch dann bestehen, wenn das Interesse der Beteiligten mehr oder weniger restlos auf sich selbst ausgerichtet ist. Umweltgeschehen, das außerhalb der Gruppe liegt, interessiert die Angehörigen nicht mehr. Es entwickeln sich so Gesetzmäßigkeiten, die sie von der äußeren Realität entfernen“ (2).

In „Lernziel Solidarität“ geht RICHTER auf Wg-Probleme ein und

schreibt dazu: „Die zeitweilige Illusion, man könnte in einer solchen Gruppe eines Tages zu einer Seele und einem Herzen verschmelzen, wobei alle einander nahe rücken und das gleiche positive Verständnis füreinander finden können, ist unhaltbar und muß schließlich preisgegeben werden. Es zeigt sich hierbei unter anderem auch, ein wie großer Nachholbedarf seit der Kindheit an unerfüllten Liebesbedürfnissen in vielen angestaut ist, der sie in der Gruppe ein paradiesisches Glück hundertprozentiger Harmonie erträumen läßt im Kontrast zu den erlittenen Frustrationen" (25).

Die von den Interviewten subjektiv erlebten Enttäuschungen der Vergangenheit haben nicht nur zu einem Nachholbedarf geführt, sondern haben im Zuge einer neurotischen Fehlentwicklung zu einem Anstau eines erheblichen Rachepotentials geführt, das eine Verwirklichung der intensiven Beziehungen innerhalb der Gruppe zwar anstrebt aber zugleich auch verhindert.

Karin REESE beschreibt in dem Kapitel „Der Zug zur Kommune" eine ihr typisch erscheinende Kommuneegründung. „In den ersten Monaten ihres Bestehens streben viele Kommunen eine Art naiver Anarchie an. In der anfänglichen Begeisterung des Gemeinschaftsgefühls und der Erkenntnis, daß die meisten Tabus sich ohne negative Folgen beseitigen lassen, geht das eine Weile gut, bis sich mit dem Auftauchen der ersten Reibereien schärfer umrissene soziale Strukturen herausbilden. Diese Strukturierung erfolgt entweder durch Unterteilung der Kommune in kommunale, kooperative und individualistische Segmente oder durch Aufstellen einer Kommuneordnung und durch das Bemühen eines allgemeinen Konsensus" (20).

Die Ergebnisse aus unseren Untersuchungen lassen erkennen, daß sich Tabus ohne negative Folgen nicht beseitigen lassen; dies belegen die gescheiterten Versuche der freien Sexualität. Konflikte in der Gruppe führten eher zur Gruppenauflösung oder die einzelnen zogen sich enttäuscht aus der Wg zurück, um in einer anderen Gruppe ihre Befriedigung zu suchen. (So haben

z.B. 7 Mitglieder mehrere Wg-Erfahrungen). Das neurotische Individuum hat das Anliegen, jede neue Gruppe zur Befriedigung eigener (neurotischer) Bedürfnisse zu manipulieren.

In einer Sendung des Norddeutschen Rundfunks (März 1971) „Kommunen - das Ende einer Illusion“ kamen verschiedene Wg-Mitglieder zu Wort. Ein Student berichtet aus eigener Erfahrung vom Wg-Leben. „Mitglieder einer Kommune, die lediglich Familienersatz sein will, werden sich genau so verhalten, wie in ihrem früheren bürgerlichen Zuhause: jeder erwartet etwas, aber keiner bringt in die Gruppe etwas ein. Alle die Probleme, die bereits in der Kleinfamilie aufgetreten sind und nicht gelöst wurden, bleiben auch in der Kommune ungelöst. Der Anspruch auf Selbständigkeit innerhalb der Gruppe, auf politische Praxis, auf kollektives Zusammenleben kann nicht verwirklicht werden“ (28).

Auch hier wird deutlich, daß der einzelne (und erst recht der Neurotiker) an seinem Wiederholungszwang festhält.

SCHÜLEIN geht auf das Thema „Wg“ näher ein. Er meint, eine Wandlung von bestimmten Charakterstrukturen durch den Einfluß der gegenwärtigen Sozialisationsbedingungen als Faktor für den Trend zur Wg ausmachen zu können. Er sieht eine Verschiebung von „anal“ zu „oral“ Charakterstrukturen und beschreibt die letzteren folgendermaßen: „Orale Charakterstrukturen bedingen einen anderen Zugang zur sozialen Wirklichkeit als anale und verschieben die Schwerpunkte psychischer Reproduktion der Individuen und Gruppen. Das rigide Über-Ich entstrukturiert sich, die starren Ich-Grenzen lösen sich auf und prästabilisierte Harmonie sozialer Organisiertheit und individueller Bewältigungsstrategien wird reduziert“ (28).

„Nahm der anale Charakter die Isolation im möblierten Zimmer hin, weil sie seiner starren Abgrenzung gegen andere weitgehend entsprach, und er auch keine Alternativen denken konnte, so erlebt der orale vor allem die triste Einsamkeit der Abgeschiedenheit und sucht Nähe und Kontakt aus Einsicht in die oft

fatalen Konsequenzen der Isolation, aber auch aus Angst vor dem Alleinsein. Er hat also eine gewisse Affinität im positiven wie im negativen Sinne" (27).

Dem Trend zur Bevorzugung der Wg entsprechen bestimmte Grund-erwartungen, die als „orale“ zu umschreiben sind. Dabei ist außer Acht gelassen, daß ein viel größerer Trend zur eigenen Wohnung besteht und diese Lebensform sich einmal aus dem Wohlstand erklärt, zum anderen aber auch eine stärkere Abgegrenztheit des einzelnen dokumentiert.

Ob man die genannten Veränderungen als eine Verschiebung von (früher) analen zu (jetzt) oralen Charakterstrukturen nennen kann, muß sehr fraglich bleiben. Man kann sagen, daß die Lebensform Wg die Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen und die Unfähigkeit, abgegrenzt ich-stark zu existieren, lediglich deutlich macht.

In einem späteren Abschnitt weist SCHÜLEIN auf Unterschiede zwischen Familie und Wg hin und differenziert die Anforderungen, die sich jeweils für das Individuum ergeben: Für die Mitglieder einer traditionellen Kleinfamilie seien die Rollen durch „ein situatives Arrangement“ festgelegt, während in einer Wg „grundsätzlich Offenheit“ bestehe. Dadurch stehe „jeder einzelne dauernd vor der Notwendigkeit, seine Selbsteinschätzung und Darstellung sowie seine Fremdwahrnehmung im konkreten Interaktionsprozeß in Frage zu stellen und in Frage stellen zu lassen“ (27).

Über die Schwierigkeit im Umgang mit dieser Interaktionsform wird weiter aufgeführt: „In der Wg werden nicht nur interaktive Kompetenz und Fähigkeit, komplexe emotionale Strukturen zu bearbeiten, verlangt, sondern ein Beziehungsfeld dieser Art provoziere und fordere Formen der Übertragung“. „Es werden sowohl durch die institutionalisierte Instabilität der Situationen als auch durch die Dynamik des Beziehungsfeldes infantile Objektrepräsentanten, desymbolisierte Bruchstücke des einzelnen aktualisiert, während gleichzeitig die Lebenssituation insgesamt besonders geeignet ist, dynamische Projektionsvorgänge zu fördern“ (27).

Dieser hier beschriebene Modus des Miteinander-Umgehens, die Übertragungsreaktionen innerhalb der Gruppe, haben für das neurotisch gestörte Individuum eine andere Bedeutung. Es kommt zu Übertragungsreaktionen im Sinne eines unbewußt ablaufenden Wiederholungszwanges. Die erwähnten infantilen Objektrepräsentanzen werden übermächtig in anderen Gruppenmitgliedern erlebt und es kommt nun zu einer Stagnierung an den Problemen der Vergangenheit. Die Förderung dynamischer Projektionsvorgänge führt bei entsprechend disponierten Persönlichkeiten, wie sie in der Untersuchung gefunden wurden, zu Konfliktsituationen. Einerseits werden eigene Ohnmachtsgefühle auf die anderen abgeladen, andererseits werden Entlastungen eigener Schuldgefühle durch Projektionen auf andere Wg-Mitglieder erreicht.

V. ZUSAMMENFASSUNG

=====

Im allgemeinen Teil der Arbeit wird die Kommune-Bewegung mit ihren wichtigsten Idealen und Konzepten erläutert. Es wird die Entwicklung dieser Wohnform seit der Zeit der ersten Kommune-Gründungen in der BRD (1968) beschrieben.

Es schließt sich ein historisches Kapitel an, das sich mit kommuneähnlichen Erscheinungen der Vergangenheit auseinandersetzt.

Dann folgt eine Erläuterung des Begriffs „Kleingruppe“, wobei die Betrachtungsweise mehr aus sozial-psychologischer Sicht erfolgt.

Die folgenden zwei Kapitel beschäftigen sich mit den Vor- und Nachteilen der Gruppe für das Individuum, das ihr angehört.

Im speziellen Teil werden die eigenen Untersuchungen geschildert.

Zunächst erfolgt eine Begründung für die Untersuchung, dann wird auf die Methodik eingegangen.

Das Untersuchungsgut wird im nächsten Kapitel vorgestellt, wobei zunächst die Auswahlkriterien erläutert werden und sich dann eine Tabelle anschließt, die die äußeren Daten der Untersuchten zusammenfaßt (Tabelle 1).

Danach folgt die Aufzeichnung der 19 Interviews.

Die Darstellung der Untersuchung umfaßt einen Bericht über die Interviews, eine Schilderung von Auffälligkeiten im Untersuchungsgut, die sich auf Tabelle 1 bezieht, sowie eine Tabelle über Gruppencharakteristika (Tabelle 2), der eine Beschreibung der einzelnen Gruppen folgt.

Es schließen sich die Ergebnisse der Testuntersuchungen des MMPI und des Fragenkatalogs über die Eltern an. Ein Schaubild (Tabelle 3) verdeutlicht die erhöhten Skalenwerte der items Depressivität (MMPI) der Interviewten.

Dann werden die Untersuchungsergebnisse zusammengefaßt und es folgt eine Tabelle (Tabelle 4), die die Zusammenhänge jetziger und früherer Problematik der Interviewten aufzeigt.

Im allgemeinen Teil werden zwei Kapitel den positiven und negativen Bedeutungen der Gruppe für das in ihr lebende Individuum gewidmet, in der Diskussion erfolgt jetzt eine Anwendung dieses Katalogs auf die Untersuchten.

Dann wird der Versuch gemacht, bestimmte Wg-Mitglieder-Typen herauszuarbeiten, die sich in ihrem Verhalten und ihren Erwartungen der Wg gegenüber ähnlich sind.

Es schließt sich eine Diskussion der eigenen Ergebnisse mit Ergebnissen anderer Autoren, die auch schon im allgemeinen Teil zitiert wurden, an.

Es folgt eine Zusammenfassung der Arbeit, der Literaturnachweis und ein Lebenslauf.

VI. LITERATURNACHWEIS

=====

1. ACKERKNECHT, Dieter:
1972
Kommune und Großfamilie
Katzmann-Verlag, Tübingen
S. 35, S. 44, S. 31
2. BATTEGAY, Raymond:
1972
Der Mensch in der Gruppe
Band III
Verlag Hans Huber, Bern
S. 14
3. BECKMANN, Dieter:
1973
Funktionelle Struktur informeller Rollensysteme
in: Psyche 8
S. 722, S. 721
4. BERG, Rudolf:
1973
Gruppe - Kollektiv
Werner Raith-Verlag, Starnberg
S. 117, S. 154
5. BERNDT, Heide:
1969
Kommune und Familie
Kursbuch 17
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt
S. 132, S. 133
6. BERNDT, Heide:
1973
Nachträgliche Bemerkungen zur
"Unruhe der Studenten"
in: Psyche 12
Ernst Klett-Verlag, Stuttgart
S. 1143, S. 1146
7. BETTELHEIM, Bruno:
1969
The Children of the Dream
Avon Publishers of Diskus
New York, USA
S. 36

8. BEHNKE, Stephan:
1974
Ich bin nicht fähig allein zu leben
aus Analysen 4/7
S. 35
9. BOOKHAGEN, Christl:
1969
Kommune 2, Versuch der Revolutionierung des
Bürgerlichen Individuums
Oberbaum-Verlag Berlin
S. 299, S. 13
10. BROCHER, Tobias:
1967
Gruppendynamik und Erwachsenenbildung
Westermann-Verlag, Braunschweig
S. 56, S. 76, S. 32
11. BÖTTCHER, Hans:
1968
Rückblick auf die Eltern - Eine Neurosen-
psychologische Untersuchung
VEB Deutscher Verlag der Wissenschaft, Berlin
S. 61, S. 67, S. 106, S. 119
12. ERIKSON, H.Erik:
1973
Identität und Lebenszyklus
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt
S. 143, S. 157
13. FEIL, Johannes:
1972
Wohngruppe - Kommune - Großfamilie
Rowohlt-Verlag, Frankfurt
S. 26
14. GRAF, Franziska:
1975
Lernziel Wohnen
aus Kursbuch 37
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt
S. 150, S. 148
15. MAHLER, Eugen:
1971
Psychische Konflikte und Hochschulstruktur
Fischer-Verlag GmbH., Frankfurt/Main
S. 45
16. KIRCHKNOPF, Geza:
1968
Konkrete Utopie
in: Kursbuch 14
Suhrkamp-Verlag, Frankfurt
S. 110

17. KRUG, Gerhard:

Was mein ist, soll mein bleiben
in der „Zeit“ vom 12. Jan. 1973
S. 48

18. MANN, Leon:

1972
Sozialpsychologie
Beltz-Verlag, Weinheim u. Basel
S. 124, S. 51, S. 124, S. 61, S. 120, S. 55

19. PETERSON, Paul:

1972
Wohngemeinschaft oder Großfamilie
Jugenddienst-Verlag, Wuppertal
S. 212

20. REESE, Karin:

1970
Neue Bewußtseinsmodelle
März-Verlag, Frankfurt
S. 179

21. REICH, Wilhelm:

1971
Die sexuelle Revolution
Fischer-Verlag, Frankfurt
S. 226, S. 230

22. REICHE, Reimut:

1971
Sexualität und Klassenkampf
Fischer-Bücherei, Frankfurt/M.
S. 154

23. RICHTER, H.E.:

1970
Patient - Familie
Reinbek b. Hamburg, Rowohlt-Verlag
S. 28, S. 29, S. 57, S. 50, S. 61

24. RICHTER, H.E.:

1972
Die Gruppe
Reinbek b. Hamburg, Rowohlt-Verlag
S. 28, S. 29, S. 34, S. 182, S. 49, S. 86

25. RICHTER, H.E.:

1974
Lernziel - Solidarität
Reinbek b. Hamburg, Rowohlt-Verlag
S. 169

26. RÖHR, Dorothea:
1974
Küche, Kommunikation und kollektive Schwierigkeiten
aus: Analysen 4, 8/9
S. 35
27. SCHÜLEIN, Johann August:
1975
Wohngemeinschaften - Probleme und Chancen
in: Frankfurter Hefte 30
S. 55, S. 58
28. WINDISCH, Alfred:
1971
Kommunen, das Ende einer Illusion
NDR, Drittes Programm

A N H A N G

=====

Fragen extrahiert aus: Neurosen - Psychologische Untersuchung
H. Böttcher / Ein Rückblick auf die Eltern

A. Charakter der Eltern

1. Waren die Eltern kontaktschwach?
2. Waren die Eltern unangepaßt?
3. Waren die Eltern rigide, bestand eine Veränderungsfurcht?
4. Waren die Eltern leicht kränkbar und aggressiv?
5. Hatten die Eltern zu hohe Erwartungen an die Kinder?
6. Waren die Eltern jähzornig?
7. Bestand eine ideologische Intoleranz in der Familie?
8. Waren die Eltern zu wenig bereit, neu dazu zu lernen?
9. Bestand ein Mangel an politischer Aufgeschlossenheit?
10. Hatten Vater und Mutter ein unterschiedliches Bildungsniveau?
11. Nahmen die Eltern zu wenig Rücksicht und halfen sie zu wenig?
12. Wurde ein Elternteil durch den anderen entwertet?
13. Bestand ein Mangel an Liebe und Liebesausdruck in der Ehe?
14. War der Kontakt zu anderen Kindern zu gering?
15. Wurde ein Geschwister vorgezogen?
16. Haben die Eltern den Kontakt zu anderen Kindern behindert?
17. Haben die Eltern Freundschaften der Kinder unterbunden?
18. Haben sich die Eltern dem Kind zu wenig zugewendet?
19. Reagierten die Eltern in entscheidenden Lenkungssituationen mit Härte?
20. Reagierten sie eher schwach in Lenkungssituationen?

21. Haben die Eltern das Kind überfordert?
22. Wurde das Kind oft bestraft?
23. Waren die Eltern ironisch und seelisch verletzend zum Kind?
24. Haben sich die Eltern um die Schulangelegenheiten des Kindes in ausreichendem Maße gekümmert?
25. Gab es eine Sexualerziehung in Form von Aufklärung?
26. Wie haben die Eltern das Kind versucht ins Erwachsenenleben einzuführen?
 - a) bestand eine Berufswahlhilfe?
 - b) wurden Anregungen zur Freizeitgestaltung gegeben?
 - c) bestand ein Austausch über Lebenerfahrungen zwischen Eltern und Kindern?

An dieser Stelle möchte ich
Herrn Professor Z i o l k o
für die Überlassung des Themas
sowie für seine wertvolle
Mitarbeit herzlich danken.

L E B E N S L A U F
=====

Am 25. Oktober 1948 wurde ich in Berlin geboren.
Grundschule und Gymnasium absolvierte ich ebenfalls in Berlin.

Nach dem Abitur begann ich 1968 das Medizin-Studium an der Freien Universität Berlin, was ich im Februar 1975 mit dem Staatsexamen abschloß.

Seit April ds. Jahres bin ich als Medizin-assistentin auf der Inneren Abteilung des Klinikums Steglitz tätig.

